

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 86 (1990)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

GÜNTER WIEGELMANN (Hg.): Volksmedizin heute. Materialien und Studien. Münster: Cöppenrath Verlag 1987. 256 S., Abb., Tab. (Beiträge zur Volkskultur in Nord-westdeutschland, 57).

«Volksmedizin» war und ist ein «Stiefkind» (Elfriede Grabner) des Fachs. Das ist zum einen historisch darin begründet, dass Ärzte den Gegenstandsbereich im 19. Jahrhundert ausgrenzten und Volkskundler sich mit diesem Reservat begnügten. Zum anderen wurden aus dem Kanon «abergläubischer» und «kurioser» Heilmittel und -verfahren die soziokulturellen Aspekte von Krankheit und Gesundheit, die Überschneidungs- und Konfliktebenen von Schul- und Laienmedizin ausgeblendet. Kein Wunder, dass die Volksmedizininforschung weitgehend hinter dem sozialwissenschaftlichen Standard anderer Disziplinen herhinkt.

In der 1965 auf Anregung von Richard Weiss entstandenen Arbeit von Margarete Möckli-von Seggern «Arbeiter und Medizin. Die Einstellung des Zürcher Industriearbeiters zur wissenschaftlichen und volkstümlichen Heilkunde» wurden dann endlich nicht nur anonyme Wissensvorräte beschrieben, sondern auch subjektive Krankheitstheorien und laienmedizinische Formen der Gesundheitsvorsorge und -erhaltung aufgezeichnet. Die Anfang der 70er Jahre von Rudolf Schenda und Helmut Paul Fielhauer vorangetriebene Diskussion um Volksmedizin als komplexes System von Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen von Laien in bezug auf das Gesundheitswesen hat sich in einigen wenigen Untersuchungen niedergeschlagen. So in Günther Barthels quantifizierender Exploration «Schichtspezifisches Gesundheits- und Krankheitsverhalten und laienätiologische Vorstellungen» (1981) und Jutta Dornheims qualitativer, an der Lebenswelt der Befragten orientierten Studie «Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs» (1983).

Von dieser Richtung, die er als «zweite Aufklärung» einstuft, setzt sich Günter Wiegelmann in dem von ihm herausgegebenen Sammelband ab. Er konstatiert einen «heutigen Boom der Volksmedizin», dessen Wurzeln er in einem «Wertewandel zu einem neuen, ganzheitlichen Weltbild und sinnvollen Leben» verortet; Indikatoren sind ihm dafür die New-Age-, Esoterik- und Alternativbewegung.

In einem Forschungsprojekt unter studentischer Beteiligung wurden Themen wie alternative Heilverfahren in der Praxis niedergelassener Ärzte, schulmedizinische Versorgung aus Patientensicht, Heilpraktiker, Magnetiseur und ihre Patienten, Erdstrahlen und Krankheiten, Selbstmedikation und Quellen der Selbsthilfe behandelt. Im empirischen Teil tauchen aktuelle, auch politisch verstandene Trends zur Ganzheitlichkeit kaum noch auf. Der erkenntnistheoretische Rahmen ist zudem beim Sample eingeschränkt, das sich aus Personen über 50 Jahren rekrutiert, weil diese über breite Lebens- und Krankheitserfahrungen verfügen.

Aus einer Übersichtsbefragung wurden 130, aus einer Erhebung unter Ärzten 50 Fragebogen ausgewertet. Dabei fallen methodische Mängel auf, etwa wenn suggestiv nahegelegt wird: «Sind Sie vielleicht aus Enttäuschung über die Schulmedizin zum Heilpraktiker gegangen?» Die Statements der Heiler beinhalten vor allem Erfolgsmeldungen, Patienten kommen meist nur bestätigend zu Wort, Probleme und Misserfolge scheinen kaum aufzutreten. Wenn man davon ausgeht, dass der Konjunktur alternativer Medizin meist eine Kritik der Schulmedizin zugrunde liegt, ist das im Sinne einer self-fulfilling-prophecy nicht weiter verwunderlich. Um so notwendiger wäre es gewesen, die Perspektiven der «anderen» Seite miteinzubeziehen. Einzelne Studien bieten durchaus interessante Einblicke, vor allem wenn sie Menschen im sozialen Kontext zeigen, offen bleiben für Beobachtungen im Feld. Dann werden über die recht schmale Datenbasis und den explorativen Ergebnisscharakter hinaus Motive der Befragten deutlich.

Vor allem aber Wiegelmanns analytische Einengung lässt den Eindruck aufkommen, dass es weniger um eine Auseinandersetzung mit dem «Unbehagen in der perfektionierten Medizin» (Paul Lüth) geht als um die apodiktische Präsentation einer

bestimmten Richtung der Volksmedizinforschung. Die ist im Zweifelsfall immer das, was einleitend dafür ausgegeben wird. So weiss Wiegelmann, «in welcher schwieriger Lage die Volksmedizin in unserer Zeit ist». Oder er erkennt: «Für Geistheiler, Magnetisierer, Spruchheiler und Wünschelrutengänger ist die Situation in unserem Land wirklich bedrückend.» Da bleiben fragwürdige Therapien und Heiler–Patienten-Verhältnisse gleichermassen unhinterfragt, wie die Krise der Schulmedizin a priori zur Legitimation volksheilkundlicher Potentiale dient. So finden sich Feststellungen wie diese: «Viele wissen von der Beeinträchtigung der Gesundheit durch Erdstrahlen» – als ob dies gesicherte Erkenntnis wäre. Und über dem anspruchsvollen Titel «Volksmedizin heute» wird vergessen, dass für die Mehrheit der Bevölkerung damit immer noch Reibungsflächen zum offiziellen Medikalsystem gemeint sind – nicht bloss die reibungslose Flucht in die Alternative.

Wiegelmann macht in Schendas Versuch einer Neubelebung und -orientierung der Disziplin (1973 in «Volksmedizin – was ist das heute?») den «Zeitgeist» aus, der sich an den Prämissen der Schulmedizin orientiere. Nur, so naiv fortschrittsgläubig und ohne Sensibilität für ganzheitliche Zusammenhänge hat Schenda nie argumentiert; es ging ihm auch um den Abbau von «Inhumanitätsstrukturen», um Nähe zu den Bedürfnissen. Und wenn Polemik erlaubt ist, bei Wiegelmann drängt sich der Verdacht auf, dass er im Sog gegenaufklärerischer Vernunftkritik den gewendeten Zeitgeist zur Bestätigung des alten Kanons bemüht. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit oder – so die symptomatische Überschrift eines Beitrags – «Auf der Suche nach Geistheilern».

Wolfgang Alber

STADT UND FEST. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur. Festschrift der Phil. Fakultät I der Universität Zürich zum 2000-Jahr-Jubiläum der Stadt Zürich. Hg. von Paul Hugger in Zusammenarbeit mit Walter Burkert und Ernst Lichtenhahn. Unterägeri: W & H Verlag 1987. 276 S., Abb.

Die Beschäftigung mit dem Fest gehört in den letzten Jahren zu den bevorzugten Themen der Historiker, Soziologen und Volkskundler. Dieses interdisziplinäre Interesse spiegelt auch der vorliegende Band, der die Vorträge einer öffentlichen Vortragsreihe der Universität Zürich im Juni 1986 zum Thema «Das Fest als urbanes Ereignis» enthält. Anlass für diese Veranstaltung war das 2000-Jahr-Jubiläum der Stadt Zürich im selben Jahr.

In seiner Einleitung geht der Herausgeber auf «Perspektiven einer Forschungsgeschichte» des Festes ein und versucht, die öffentliche Einstellung zum Fest in den sechziger und siebziger Jahren zu analysieren. Die Wiederentdeckung des Festes als Gemeinschaftserlebnis in den letzten Jahrzehnten sieht er in einer Parallele zu der neuerwachten «Sehnsucht nach Irrationalem, nach Transzendente[m] diesseits des Metaphysischen» (S. 10). Er stellt vier Kategorien der Festforschung auf, die philosophisch-theologische, die kulturanthropologische (ethnologische), die «eigentliche historische» und die sozialwissenschaftliche Festforschung. Der ersten und teilweise der zweiten Kategorie gilt sein Hauptinteresse, weil sie, wie er schreibt, «gleichsam die Hintergrundfolie abgeben, vor der die einzelnen Beiträge dieses Bandes stehen». Ausgehend von Rousseaus Festauffassung, referiert er vor allem die romanische Festforschung (Durkheim, Mauss, Duvignaud, Wunenberger, Caillois, Gallini, Lanternari) und bestätigt der deutschen Festforschung, dass sie «lange nur Unbedeutendes hervorgebracht» habe. In der Tat hat die «deutsche» Festforschung wenig zur philosophischen oder theologischen Grundlegung des Festes bzw. zu einer Festtheorie beigetragen, sieht man, wie der Autor, von O. F. Bollnow ab. Ihr Beitrag ist vorwiegend phänomenologischer Art und geht von den Erscheinungsformen und lokalen Aktualisierungen des Festlichen aus.

Auch die hier vorgelegten Beiträge gehen – bis auf zwei – auf Einzelprobleme der Festkultur ein, ausgehend von *W. Burkers* Beitrag über «Die antike Stadt als Festgemeinschaft» bis zu *W. Webers* «Volk, Fest, Dichtung bei Gottfried Keller». Hervorzuheben ist *Klaus Tenfeldes* Beitrag «Adventus: Die fürstliche Einholung als städtisches

Fest», der mit Recht, obwohl bereits publiziert, in diesem Band nicht fehlen durfte. Geht er doch auf ein in der europäischen Kulturgeschichte bedeutendes Zeremoniell ein, das in den Städten des ausgehenden Mittelalters sozusagen zum Alltag gehörte: den festlichen Einzug des Territorialfürsten, bei dem ein eigenes festliches Ritual entwickelt wurde. Bezugnehmend auf die unterschiedlichen Formtraditionen des rheinischen Karnevals und der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, in denen er die beiden Wurzeln des Festes verkörpert sieht, stellt er, J. Burckhardt zitierend, «Prozession» und «Mysterium» als die wesentlichen Grundformen des Festbrauchs heraus und ordnet den Adventus (und damit auch den rheinischen Karneval als direktbezogene Persiflage des Adventus) der Prozession zu.

Es dürfte allerdings schwerfallen – in der logischen Konsequenz dieser dichotomischen Deutung – die alemannische Fasnacht dem Mysterium zuzuordnen; Tenfelde versagt es sich denn auch, dieses Beispiel fortzuführen.

Die fürstliche Einholung als profanierter Adventus, der durch «massenhafte Aneignung» einen «Prozess der Enttheiligung» durchgemacht hat, kennzeichnet die Spätentwicklung eines Zeremoniells, das in der antiken Tradition wie im Neuen Testament gleichermassen seine Wurzeln hat und das in der «christlich-abendländischen Tradition der Verknüpfung des Heiligen mit dem Herrschenden» seine verbindliche Form gefunden hat.

Über das zeremonielle Moment hinaus eignet dem Adventus schon in karolingischer Zeit eine rechtskonstitutive Bedeutung, die hierarchische und ständische Gliederung symbolisiert. Als Hoheits- und Unterwerfungsakt ging das Adventuszeremoniell sogar der Ausbildung der europäischen Stadtlandschaft voraus und wurde «zum massgeblichen Reisezeremoniell», was seine Ausbreitung begünstigte. Mit dem Schwinden der rechtskonstitutiven Bedeutung gewann der festliche Charakter, die Volksbelustigung an Bedeutung. Tenfelde beschreibt diese Entwicklung sehr ausführlich bis in die Neuzeit hinein, bis zum historischen Festzug und zum Trachtenfest. Die moderne Grossstadt freilich, schliesst er, bildet keinen geschlossenen Festraum mehr. Das Fest der «Massen-Grossstadt zerfällt in partikuläre Ereignisse». Sicher ist dies nicht nur ein quantitatives Problem.

Wie das Fest den Lebensrhythmus des Mittelalters bestimmte, stellt *L. Schmugge* dar. Er wendet sich gegen die These vom Fest als «Ausnahmezustand» in der mittelalterlichen Stadt und beschreibt den Rhythmus von Arbeits-, Fest- und Feiertagen. Auch er geht auf den «Adventus» («Den König der Stadt») ein, freilich mehr unter pragmatischen Aspekten. Interessant ist seine Interpretation des mittelalterlichen Bades als Ort des Festes und der Geselligkeit. Ob man so pauschal wie der Autor sagen kann, «Im mittelalterlichen Nürnberg jedoch luden Brautpaare (bei der Hochzeit, L.P.) ihre Verwandten und Freunde ins Bad», und «Prüderie war überhaupt keine Sache des Mittelalters...», stellt zumindest der im letzten Jahr erschienene Band von H. P. Duerr «Nacktheit und Scham» in Frage. Auch wenn man Duerr in seiner Polemik gegen Norbert Elias nicht in allem folgen kann, so macht er doch deutlich, dass eine differenziertere Betrachtung des 'sexuell so ungebundenen' Mittelalters angebracht ist.

Zwei Beiträge von *R. Preimesberger* und *A. Reinle* sind der Festdekoration (im Rom des 17. Jahrhunderts) bzw. der Festarchitektur (vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert) gewidmet. Zwei weitere Vorträge beschäftigen sich mit dem 'bürgerlichen Musikfest' (*E. Lichtenhahn*) und 'Londoner Festmusiken' (*S. Leopold*). Den Bereich 'Fest und Literatur' decken der Beitrag von *Max Wehrli* «Das literarische Fest des Zürcher Manesse-Kreises» und Werner Webers bereits erwähnter Beitrag ab.

In der überaus anregenden Untersuchung «La fête révolutionnaire et l'espace urbain» weist *M. Ozouf* darauf hin, dass die französische Revolution kein Denkmal hinterlassen hat. Trotz tausender grosser und kleiner Feste in der Capitale und in den kleinen Städten der Provinz während zehn Revolutionsjahren ist der «Champ de Mars das einzige Monument, das die Revolution hinterlassen hat: Leere also, sandige Weite». Das 'pädagogisch' intendierte Fest der Revolution erfindet neue Rituale, die revolutionären Festzüge haben eine andere Zusammensetzung (statt der traditionel-

len Berufsgruppen zünftischen Charakters werden Altersgruppen präsentiert), und sie gehen buchstäblich neue Wege. Der urbane Raum mit seinen engen Gassen ist nicht der Raum des revolutionären Festes; das bevorzugt die erinnerungsfreien neuangelegten Teile der Stadt, am liebsten den offenen Raum. An zwei Beispielen stellt die Autorin die daraus erwachsende Problematik dar: am Festzug des 10. August 1793 und an der Kirche Ste Geneviève, dem einzigen Bauwerk, das die Revolution für ihre Feste benutzt hat. In der Prägung der imaginären und symbolischen Stadtgeographie von Paris liegt vielleicht der wirkliche Erfolg der Revolutionsfeiern, stellt die Autorin abschliessend fest. Der Beitrag ist vom Herausgeber ausführlich resümiert. Mit «Gesellschaft» und «Festkultur» beschäftigen sich abschliessend die beiden Beiträge von *W. Lipp* und *H. Bausinger*. Lipp versucht Formen- und Sinnwandel heutiger Feste darzustellen. Angesichts der Säkularisierungstendenzen und Funktionalisierung (ökonomischer oder politischer Art), die unbestreitbar sind, stellt er dabei wichtige Begriffe – Partizipation, Animation und Identifikation – als wesentliche Ziele heraus, denen das moderne Fest oft nahekommmt. Bausinger geht von 'Spannungszonen' wie 'Ordnung und Chaos', 'Tradition und Innovation' aus, um das Wesen der Feste zu beschreiben. Das Fest ist wohl immer «die Ausnahme, die Steigerung» resümiert er, und die Notwendigkeit besteht, den «Gegensatz zwischen Alltag und Fest» abzubauen, indem der Raum des Festlichen ausgedehnt wird «gegen die Konsumwelt der Belanglosigkeiten».

Leander Petzoldt

KARL-HEINZ ZIESSOW: Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert. Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften 1790 – 1840. 2 Bände. Cloppenburg: Museumsdorf 1988. 288 S. + 144 S., Ill. (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, 12 und 13).

In dieser genauen und materialreichen Studie untersucht Karl-Heinz Ziessow die Lese- und Schreibkultur einer ländlichen Bevölkerung im Kirchspiel Menslage im Osnabrücker Artland. Bei der Sammlung von Zeugnissen zur ländlichen Schriftkultur bei Handwerkern, Bauern und Kaufleuten stiessen die Mitarbeiter des Museumsdorfes – eher zufällig – auf verschiedene Aufzeichnungen, die auf die Existenz einer Lesegesellschaft hinwiesen. Die Analyse des Materials ergab nun eine Fülle von Einzelheiten, die es erlaubten, die Binnenstruktur wie Buchbeschaffung, Zirkulationsmodi, Lesezeit oder Mitgliederstruktur zu rekonstruieren.

Eingangs wird der Leser mit historischem Umfeld, mit geographischer Lage und Siedlungsform (mit all den sozialen Konsequenzen) dieser protestantischen Region im Norden des Fürstbistums Osnabrück vertraut gemacht. Die Gründung der Lese-gesellschaft fiel in die Zeit einer Prosperitätsphase der bäuerlichen Wirtschaft. Es war die bewegte Zeit der französischen Besatzung (1798 – 1813). Der französischen Verwaltung sind die ersten ordentlich geführten Zivilstandsregister zu verdanken. Die Auswertung der Jahre 1808 bis 1813 durch Ziessow ergab den im europäischen Vergleich erstaunlichen Spitzenwert von fast 85 % Unterschriftsfähigkeit. Nur Grossstädte wie Paris wiesen am Vorabend der Revolution ähnliche Werte auf. Menslage konnte als Teil einer «protestantischen Kulturinsel» (S.55) um 1810 als voll alphabetisiert gelten. Dabei weiss Ziessow um die methodischen Schwierigkeiten derartiger Erhebungen. Mehrfachheiraten von Witwern und Witwen oder wiederholtes Unterschreiben von Eltern bei der Verheiratung eines ihrer Kinder ergeben Fehler, die nur durch genaues Überprüfen der Zivilstandsangaben und durch die Begrenzung der Erhebungszeiträume zu eliminieren sind. Ziessow macht auch den bedeutsamen Unterschied zwischen einer «flüssigen» und einer «ungelenkten» Unterschrift. Der hohe Alphabetisierungsgrad von Menslage ist nicht etwa Abbild einer homogenen Bildungsstruktur. Die hohen Werte verdanken sich dem besonders unter der jungen Generation verbreiteten Schreibvermögen. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern entspricht den Werten, wie man sie von François Furet und Jacques Ozouf (*Lire et écrire. L'alphabétisation des Français de Calvin à Jules Ferry*. 2 Bde. Paris 1977) für Frankreich kennt. Während mehr als 90 % der Männer schreiben kön-

nen, sind es bei den Frauen 10 % weniger. Pastor Möllmann, der in der zweiten Phase der Lesegesellschaft eine wichtige Rolle spielte, hielt übrigens die Tageszeit der Eheschliessungen schriftlich fest. So heirateten vor zehn Uhr morgens nur zwei Grundbesitzer, hingegen sechs Knechte, zwei Handwerker und ein Kaufmann (der früheste Heiratstermin war 6 Uhr). Zwischen 10 und 14 Uhr heirateten sämtliche Heuerleute (Kleinpächter), sechs Grundbesitzer, drei Knechte, ein Handwerker, ein Kaufmann. Der späteste war ein Knecht, der sich um 8 Uhr abends einfand.

Die Organisationsform der Lesegesellschaft war die eines Lesezirkels: Ein Buch wanderte von einem Mitglied zu dem anderen. Reguläre Zusammenkünfte waren nicht vorgesehen, hingegen bediente man sich der schriftlichen Mitteilungsform von Zirkularbriefen, dank denen man über die Mitgliederentwicklung, über ihre soziale Zusammensetzung und räumliche Verteilung genau unterrichtet ist. Ihr erster Leiter und Organisator war der Menslager Hauptschullehrer Berend Foeth (1756–1801). Als einstiger Nebenschullehrer war er mit den Bildungsproblemen der Gemeinde vertraut. In ihrer ersten Phase zählte die Lesegesellschaft 76 Mitglieder. Bei der Neugründung von 1811 durch Pastor Bernhard Möllmann (1760–1839) betrug die Mitgliederzahl 34, die bis 1820 auf 51 stieg. Es gehörten ihr Grundbesitzer und Grossbauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte an – Dienstboten blieben allerdings von dieser bürgerlichen «Veranstaltung» ausgeschlossen. Ziessow rekonstruierte aber auch den familiären Hintergrund (Ehefrau, Kinder, Grosseltern), der, so ist zu vermuten, von den ausgeliehenen Lesestoffen ebenfalls profitierte, sei es durch Vorlesen oder durch eigene Lektüre. Ein Buch befand sich jeweils für zwei Wochen bei einem Mitglied, dann musste es, nach einem genauen Schlüssel, einem anderen Mitglied übergeben werden. Dergestalt wanderten die Bücher «wiewohl etwas im Zickzack, durch unsere Gemeinde» (Pastor Möllmann). Es gab Vorschläge, die Lesezeit auf einen Monat zu erweitern. Man einigte sich auf drei Wochen zwischen Mai und September und auf zwei Wochen für die übrige Zeit des Jahres. Immer wieder wurden die Mitglieder ermahnt, die Bücher sauber zu halten. Dem stand aber die Aufforderung Möllmanns, Meinungen, Bemerkungen und Beobachtungen nach erfolgter Lektüre hinten im Buch anzubringen, (noch) nicht entgegen. Lesen war, nach diesem Verständnis, eben ein kommunikativer Akt.

Das literarische Programm war der Aufklärung verpflichtet. Besonders dem in Göttingen studierten Pastor Möllmann ging es um eine «hermeneutische Vermittlung von Religion und Gegenwart» (Heinrich Holze). Die Bücher sollten dem dörflichen Verstehen angepasst und zugleich nützlich sein. Die schöne Literatur spielte in der Fülle der Werke über Landwirtschaft, Handwerk, Schule, Erziehung usw. eine untergeordnete Rolle. Möllmanns Lektürevorschläge wurden jährlich in einem Zirkularbrief den Mitgliedern unterbreitet, welche daran bedeutsame Korrekturen vornahmen. Gerade darin zeigt sich, wie sehr diese Lesegesellschaft kein Mittel zur Popularisierung des Lesens war, sondern auf ein bereits vorhandenes differenziertes Lesebedürfnis reagierte. Die Mitglieder interessierten sich wenig für naturwissenschaftliches Grundlagenwissen, wie es der Pastor vorsah, sondern verlangten nach den damals aktuellsten Fachbüchern. Ebenso stiessen historische Abhandlungen auf ein grosses Interesse. Die Schriften zur Volksaufklärung belasteten trotz zahlenmässiger Stärke den Haushalt am wenigsten; die Fachbücher und vor allem die mehrbändigen «grossen» Bücher machten – neben den Bindekosten – den grössten Posten aus.

Ziessows Arbeit, die im Dokumentarteil eine kommentierte Bibliographie zu ausgewählten Büchern des Menslager Lesezirkels bietet, erinnert einen auch schmerzlich daran, was für Deutschland und für die Schweiz noch alles zu tun bleibt. Ein Trost bleibt: Schon damals war Aufklärung «im Dorf kein Einzelunternehmen», sie fand im Austausch mit anderen statt.

Alfred Messerli

SAGENERZÄHLER UND SAGENSAMMLER DER SCHWEIZ: Studien zur Produktion volkstümlicher Geschichte und Geschichten vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Hg. von Rudolf Schenda unter Mitarbeit von Hans ten Doornkaat. Bern: Haupt 1988. 642 S., Ill.

Der 642 Seiten starke Band «Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz» ist das Ergebnis einer von Professor Rudolf Schenda an der Universität Zürich durchgeführten Lehrveranstaltung. Teilnehmer eines Kolloquiums über frühe Sagensammler der Schweiz setzten ihre Arbeit im erweiterten Rahmen eines kleinen Forschungsprojekts fort und lieferten schliesslich 21 Monographien ab, die Schenda für die Drucklegung revidierte und mit einer 85 Seiten umfassenden, die moderne Sagenforschung umreissenden Einführung versah. Über die Literaturangaben der einzelnen Beiträge hinaus enthält das Sammelwerk eine willkommene Gesamtbibliographie der schweizerischen Sagenlandschaft sowie ein Personen-, Orts- und Sachregister.

Die früheste Gruppe schweizerischer Sagenerzähler und Sagensammler setzt sich aus dem aus Deutschland stammenden Johannes Stumpf (1500–1577/78), den beiden Zürchern Ludwig Lavater (1527–1586) und Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733), dem Luzerner Renward Cysat (1545–1614) und dem Burgdorfer Hans Rudolf Grimm (1665–1749) zusammen. Sie suchten in ihrer näheren und weiteren Umgebung nach dem Absonderlichen und boten es den lesekundigen Mitbürgern an. Das Sammelgut bestand von allem Anfang an nicht nur aus Erlebtem und Gehörtem, sondern auch aus Gelesenem und erwies sich in der Folge als überraschend reichhaltig und zäh. Über Jahrhunderte hinweg wurden die Geschichten immer wieder neu aufgelegt, gelesen und weitherum auch geglaubt. Schenda verweist auf den Apfelschuss Wilhelm Tells, den Johannes Stumpf Darstellungen Brennwalds, Etterlins und Tschudis entnommen hat. Ähnlich wie der erste schweizerische Sagenkompilator gingen auch Lavater, Scheuchzer und Cysat vor. Neben den vier Gelehrten steht – ohne den Schutz der Gelehrsamkeit und des Amtes – der Buchbinder, Trompeter und Schildermaler Hans Rudolf Grimm, der mit seinen Schriften das erste Lesebedürfnis der Emmentaler Bauern stillte.

Mit dem Berner Gelehrten Johann Rudolf Wyss (1781–1830), dem Sarganser Josef Anton Henne (1798–1870), dem Zürcher Johann Jakob Reithard (1805–1857), dem im Aargau wirkenden Deutschen Ernst Ludwig Rochholz (1809–1892), seinem Landsmann Georg Clemens Kohlrusch (1818–1892), dem Aargauer Heinrich Herzog (1822–1898), dem Luzerner Alois Lütolf (1824–1879) und dem Churer Dietrich Jecklin (1833–1891) folgt die zweite, den «Sagenwald» des 19. Jahrhunderts prägende Gruppe. Rudolf Schenda setzt sich in der Einführung mit den Verständigungsproblemen der – zum Teil aus Deutschland stammenden – Sagensammler auseinander. Waren sie überhaupt in der Lage, die Dialekte der ansässigen Bevölkerung zu verstehen? Wie stand es um das erforderliche Vertrauen? Bekamen die Gelehrten möglicherweise einfach zu hören, was sie aufgrund der Lektüre zu hören wünschten? «Zweifel müssen erlaubt sein, vor allem, wenn uns kaum ein überprüfbarer Name mitgeteilt wird.» Mit anderen Worten, so volksnahe wie sich die Reisenden in ihren Schriften geben, waren sie wohl kaum. Schenda untersucht das fraglos weithin «papierene Dasein» des in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts gesammelten Sagenmaterials.

Zwischen 1830 und 1849 erreichte das Interesse an der volkstümlichen Überlieferung von Erzählstoffen unter dem Einfluss des Berner Professors und Schriftstellers Johann Rudolf Wyss, Johann Gottfried Herders und der Brüder Grimm einen Höhepunkt. In diesem Zeitabschnitt erschienen in der Schweiz nicht weniger als zwölf Sagenbücher. Sie entsprachen offenbar einem echten Lesebedürfnis und wurden von zahlreichen Aufsätzen und literarisch bearbeiteten Sagenstoffen begleitet. Die bis dahin noch mehr oder weniger überschaubaren Grenzen der Sagenproduktion und der Rezeption beginnen sich zwangsläufig zu verwischen. Mit den Tradierungsproblemen – eine vorrangige Frage des Forschungsprojekts – wird es noch schwieriger. Das bestätigen die Kapitel des Buches, in denen es um die Gewährspersonen, den Umgang mit den Quellen und um die Rezeption des Sagenstoffs geht. Schreibtischarbeit und publizistischer Eifer stehen nur zu oft vor jener Verbundenheit des Sammlers mit seinen Gewährspersonen, die im Aufsatz über den Urner Josef Müller (1870–1929) zu Recht hervorgehoben wird.

Spitalpfarrer Josef Müller fällt unter die dritte und letzte Gruppe der «Sagensammler und Sagenerzähler der Schweiz». Ihr ältester Vertreter ist der Waadtländer Pfarrer

Alfred Cérésiole (1842–1915), der Sammler der St. Galler Sagen, Jakob Kuoni (1850–1928), der Begründer der rätoromanischen Chrestomathie, Caspar Decurtins (1855–1916), der im Wallis tätige Berner Schriftsteller Johannes Jegerlehner (1871–1937), der Nidwaldner Anwalt Franz Niderberger (1876–1931) und der im Tessin wirkende Walter Keller (1882–1966) sowie der Verfasser der Mythologischen Landeskunde von Graubünden, Arnold Bächli (1885–1970).

Mehrere Sagensammler hatten mit einem schweren Leben fertig zu werden und gehörten, das sei nicht verschwiegen, zu den schwierigen Charakteren. Dazu kommt, dass die Angaben aus ihrem Leben zum Teil recht mühsam zu finden waren. Die jungen Autoren mussten sie in Archiven, Lexiken, Tageszeitungen und Zeitschriften zusammensuchen. Um so mehr freut man sich nun über Lebensbilder wie jenes von Arnold Bächli. Der von Hans ten Doornkaat verfasste, 75 Seiten zählende Beitrag bildet den Schlussstein des Sammelbandes. Arnold Bächli war ursprünglich Lehrer und beschäftigte sich im Sinne seines Vorgängers Heinrich Herzog schon in jungen Jahren mit Sagen. 1942 übersiedelte der Aargauer nach Chur und entwickelte im Laufe der Zeit ein eigenes, von der Wissenschaft anerkanntes Sammelsystem. Doornkaat geht in seinem Aufsatz auf die einem Auswärtigen im deutsch/rätoromanischen Sprachgebiet entstandenen Probleme ein und schildert das in seiner Treue zur einmal übernommenen Aufgabe beispielhafte, in mancher Hinsicht freilich auch tragische Alter eines Sagensammlers.

Der in den siebziger Jahren erfolgte Nachdruck der grösseren schweizerischen Sagensammlungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat die Arbeit im Bereich der volkstümlichen Überlieferung wesentlich erleichtert. Mit den nun in Zürich entstandenen kritischen Lebensbildern der Sammler-Persönlichkeiten ist die Reihe in sinnvoller Weise ergänzt worden. Das Sammelwerk Rudolf Schendas und Hans ten Doornkaats schliesst die beim Nachdruck nur ansatzweise geleistete Vorarbeit in glücklicher Weise ab.

Alois Senti

DORIS GROSCURTH: Das Wunder von Eisenberg. Europäische Wallfahrten zu modernen Marienerscheinungs- und Wunderorten. Diss. phil. I Zürich. Zürich: Zentralstelle der Studentenschaft 1988. 199 + XXXII S., Abb.

1956 «entdeckte» die Kleinbäuerin Aloisia Lex in Eisenberg (Burgenland) in ihrer Wiese ein auffallendes Rasenkreuz, das sie übernatürlichen Wirkungen zuschrieb (die Ursachen waren und blieben umstritten). Am Ort war man skeptisch, aber die Sensationspresse erregte den Zulauf von Neugierigen und von religiös Interessierten. Es entstand ein neuer Wallfahrtsort. Seiner Entstehung und Entwicklung geht Groscurth minutiös nach, indem sie die verwirrende Fülle der von Eisenberg inspirierten «Erbauungsliteratur» und ihre vielen Interviews mit direkt oder indirekt Beteiligten umsichtig auswertet. Die Wallfahrt erlosch nach dem ersten Grossandrang ziemlich bald. Zur Zeit des 2. Vatikanischen Konzils (1962/65) wurde das Rasenkreuz aber von traditionalistischen Kreisen als Bestätigung ihrer religiösen Haltung und Schibboleth neu «entdeckt» und neben Garabandal, Heroldsbach, Palmar und anderen neuen Wallfahrtsorten fanatisch gefördert. Dazu trugen namentlich ein lautstarker bayerischer Traditionalistenkreis und ein eher moderater schweizerischer Pilgerverein (der dann auch eine kleine Beherbergungsstruktur am Ort schuf) bei. Da sich aber diese Kreise neuestens Medjugorje (Jugoslawien) zuwandten, wurde es um Eisenberg besonders nach dem Tode von Aloisia Lex (1984) ziemlich still. Die Wallfahrt wurde nicht von einer dem Durchschnitt der katholischen Gläubigen entsprechenden Schicht getragen und konnte sich keine festen Bahnen (wie Lourdes, Fatima u. a.) schaffen.

Die vorliegende Arbeit zeichnet sich besonders durch die eingehende Analyse der Erwartungshaltung der Wallfahrer und der (dadurch bedingten) Entwicklung der Legende von Eisenberg sowie der Persönlichkeitsstruktur der Hauptfiguren um das Rasenkreuz und der wichtigsten Propagatoren des Kultes aus. Der Untertitel ist insofern richtig, als Eisenberg in den Kontext von Wallfahrten zu modernen Marien-

erscheinungs- und Wunderorten gestellt wird; es handelt sich aber nicht um eine umfassende Darstellung derselben, wenn auch wichtige gemeinsame Merkmale aufgezeigt werden.

Walter Heim

BRIGITTE und EUGEN BACHMANN-GEISER: *Amische. Die Lebensweise der Amischen in Berne, Indiana. Eine Monographie von Brigitte Bachmann-Geiser mit Aquarellen und Zeichnungen von Eugen Bachmann.* Bern: Benteli Verlag 1988. 251 S., Abb.

«Amische» ist ein gemeinsames Werk von Brigitte und Eugen Bachmann-Geiser, ein aus dem Erlebnis gestalteter Forschungsbericht in Text und Bildern, auf ungewöhnliche Art und Weise entstanden. Die bekannte Musikethnologin – von 1977 bis 1985 Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde – suchte «in the New World», angeregt durch einen internationalen Kongress in Washington, nach «Old Ways» – bewahrtem Liedgut aus dem europäischen Kulturkreis – und traf beinahe zufällig auf die Amish People in Berne, Indiana. Bei diesen um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus Europa emigrierten ursprünglichen Bernern sind Psalmen und weltliche Lieder nicht nur historische Dokumente der einstigen Heimat, sondern tägliche Begleiter und Stützen bei Andacht, Arbeit und Unterhaltung als Ausdruck einer treu bewahrten Lebensart. Um diese Geschlossenheit nicht zu zerstören, weitete Brigitte Bachmann ihr Forschungsprogramm aus und bezog – zu dem Liedgut – den ganzen Lebenskreis der Amischen mit ein.

Schwierigkeiten bei den Feldaufnahmen mussten sachte überwunden werden: Die scheu zurückgezogenen Menschen antworteten auf direkte Fragen ausweichend: «I gibe nüt drum.» Sie dürfen ihre Lieder nicht auf Band singen und lehnen das Photographiertwerden strikte ab. Doch zeichnen darf man sie und ihre Gegenstände. Ein verlockendes Feld für den Kunstmaler und Graphiker Eugen Bachmann. Seine unaufdringlichen, sachlich genauen Bleistiftzeichnungen von Menschen, Tieren, Arbeitsvorgängen, Wohnungseinrichtungen und Kleidern dokumentieren und ergänzen den Text. Auch die Aquarelle zeugen gleichzeitig von Kunst, grosser Einfühlungsgabe und behutsamer Zurückhaltung; sie wecken eine mitfühlende Stimmung im Betrachter, wie sie der Künstler selbst empfunden hat.

Den Zugang zu den Amischen erleichterten dem Ehepaar die berndeutsche Mundart, der Verzicht auf ein Auto und vor allem sein kleiner Sohn, der überall Aufnahme fand bei klein und gross. Nach dem Prinzip der Participant Observation fragten die beiden möglichst wenig, arbeiteten stattdessen mit in Küche, Garten, auf dem Feld, beim Hausbau und nahmen teil an den Andachten. So fanden sie zum Ziel: einem wissenschaftlichen Werk mit Lebensnähe. Sachliche Vorgänge werden bis in alle Einzelheiten beschrieben und geschildert; aber nirgends fällt ein wertendes Wort, nirgends wird die Würde dieser strenggläubigen Menschen verletzt: sie werden nicht dargestellt, sie leben.

Die einleitenden Kapitel fassen die unmenschlichen Schicksale der Berner Täufer nach der Reformation zusammen. Verfolgung, Drohung mit Kerker und Verbot jeglichen Besitzes zwangen sie zur Flucht in den Jura und ins Elsass. Ihnen folgten im 18. Jahrhundert nach Holland Verbannte. Viele dieser ehemaligen Berner – Baumgartner, Burkhalter, Eicher, Graber, Lehmann, Liechti, Moser, Stucki, Zürcher – entschlossen sich im 19. Jahrhundert zu einer beschwerlichen, mehrmonatigen Ausreise in die USA. Dort endlich erlaubte ihnen eigener Grund und Boden den selbstauferlegten, entbehrungsreichen Lebenswandel ohne elektrischen Strom, Apparate, Autos und ohne schwere landwirtschaftliche Maschinen.

Die Amischen gehören zur grossen Täufergemeinde der Mennoniten: Sie lehnen die Kindertaufe ab, leisten keinen Waffendienst und schwören keinen Eid. Sie unterwerfen sich aber der noch drakonischeren Ordnung des Jacob Ammann von 1693 (daher «Amische»), nach der ein Sünder nicht nur vom Abendmahl mit Fusswaschung ausgeschlossen ist, sondern auch verbannt wird von Familientisch und Ehebett. Heute leben in den USA und in Kanada über 90 000 Amische. Ihre streng gottes-

fürchtige Lebenshaltung und die Ablehnung technischer Errungenschaften werden nicht mehr belächelt, vielmehr mit dem erwachenden Umweltschutzgedanken als vorbildlich geachtet.

Die folgenden elf Kapitel des Buches schildern Besonderes, stellen jedoch immer den Bezug her zum zentralen Glaubens- und Gedankengut. Schon die äussere Erscheinungsweise der Amischen (einheitliche Kleidung und Haartracht) erweist, wie stark sich das Individuum den Geboten der Gemeinschaft unterwirft. – Das alles beherrschende Kirchenleben in den rund zwanzig besuchten amischen Gemeinden der Adams County erstet in seiner streng nach Bibelworten aufgebauten Organisation, seinen in jeder Kirchgemeinde örtlich wechselnden Zusammenkünften, seinen Predigten, Gesängen und den Höhepunkten: Abendmahl, Bischofsernennung durch das Los und Taufe der Fünfzehnjährigen. – Die Berufswahl gestaltet sich einfach: der Amische ist Bauer. Immer noch versucht er nach dem Grundsatz zu arbeiten: «Mi muess lieb si mit em Bode.» Doch zwingen ihn die rundum überhandnehmende Technisierung der Agrarwirtschaft und steigende Bodenpreise zu einer schrittweisen Anpassung in Richtung Monokultur, Viehaufzucht oder handwerklicher Spezialisierung. – Im Kapitel «Essen und Trinken» erweist die Beliebtheit der Kartoffel Bewahrung altbernischer Gepflogenheit. Das grosse Misstrauen gegenüber industriell verarbeiteten und präparierten Lebensmitteln führt zu weitgehender Selbstversorgung mit Konservierung von Früchten, Gemüse und Fleisch. – Beliebt sind fröhlich-geselliges Beisammensein der Familie und gegenseitige Besuche mit Gesängen, wobei etwa das vielstrophige Haslibacherlied über das Schicksal des am 20. Oktober 1571 hingerichteten Täufers Hans Haslibacher aus Sumiswald angestimmt wird. Eine Reihe dieser Lieder sind mit Text und Melodie in das Buch aufgenommen worden. – Liebeswerbung und Hochzeit erinnern im Brauchtum an den altbernischen Kiltgang. – Eindrücklich wird der gemeinsam ausgeführte Hausbau für das neue Ehepaar geschildert. Die Kinder wachsen früh in die Gemeinschaft hinein. – Alle Amischen sprechen ein Gemisch von Schweizerdeutsch und Englisch: «Mir tüe gmixt schwizere.» Im Kirchenleben herrscht die deutsche Sprache vor und in der Schule das Englische. – Den Lebensabend verbringen die Gläubigen, befreit von der harten Arbeit, umsorgt von Kindern und Enkeln, in Erwartung der himmlischen Seligkeit.

Meine Hinweise mögen belegen, wie umfassend der gesamte Lebenskreis dieser Täufergemeinden erfasst worden ist. Und besonders beachtenswert erscheint das Urteil der Amischen selbst: Der Inhalt des Buches sei «gut und richtig».

Rudolf J. Ramseyer

PETER ASSION (Hg.): Transformationen der Arbeiterkultur. Beiträge der 3. Arbeitstagung der Kommission «Arbeiterkultur» in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg vom 3. bis 6. Juni 1985. Marburg: Jonas Verlag 1986. 256 S., Abb.

Dieser Sammelband mit 20 Beiträgen spiegelt den Stand zur interdisziplinär angelegten Arbeiterkulturforschung wider, vermittelt zugleich neue Denkanstösse und macht deutlich, dass Volkskunde nur *ein* Fachgebiet ist, das gemeinsam mit anderen Disziplinen – vornehmlich solchen der Kultur- und Sozialwissenschaften – dazu beitragen kann, das Besondere von Arbeiterkultur, bezogen auf Zeit, Raum sowie gesellschaftliches Umfeld, herauszuarbeiten und nach Möglichkeiten der Verallgemeinerung zu suchen. Das bedeutet u. a., dass der Band bzw. die Marburger Tagung von 1985 Chancen und Grenzen von Arbeiterkulturforschung im neuen Licht erkennen lässt, dass mit «Transformation» der prozesshafte Charakter von Arbeiterkultur in den Vordergrund gerückt wird und darin gleichzeitig ihr eigentlicher heuristischer Stellenwert zum Ausdruck kommt. Exemplarisch wird dies an Geschehnissen, Umständen und Überlegungen demonstriert, die in jeweils periodenspezifischer Betrachtung vom 19. Jahrhundert bis in die Zeit des Hitlerfaschismus, darüberhinaus in die Jahrzehnte nach 1945 und schliesslich bis in die unmittelbare Gegenwart reichen.

Die Themenskala der dargestellten Bereiche ist ausserordentlich breit. Vieles kann nur angerissen werden, fordert zur Weiterführung, aber auch zum Vergleich

heraus und macht nachdrücklich auf neue Sichtweisen aufmerksam, die Arbeiterkulturforschung erfordert. Was dabei den Anteil der Volkskunde betrifft, so dürfte die Tagung deutlich gemacht haben, dass die Beschäftigung mit Lebensweise und Kultur der Arbeiterklasse nicht die Gefahr eines Paradigmenwechsels auf Kosten anderer Schichten der werktätigen Bevölkerung in sich schliesst. Der interdisziplinäre Ansatz ist hier vielmehr *das* Lehr- und Lernmittel für den Volkskundler, innerhalb der vielseitigen Themenstellungen in den Beiträgen des Bandes neue Forschungsfelder zu entdecken, deren heuristische Möglichkeiten wahrzunehmen und diese u. U. auch auf andere Bereiche zu übertragen. Schon insofern ist die vorliegende Publikation eine unbedingte Bereicherung für die volkskundliche Methodologie und Theorienbildung, vom Erkenntniszuwachs für den Transformationsprozess der Arbeiterkultur einmal abgesehen.

So betrachtet, scheint dem Rezensenten der Beitrag von *Helmut Paul Fielhauer* «'Und in Währling war überhaupt nix los...' – Eine lokale Parteigeschichte in volkskundlicher Sicht» (S. 222–233) bemerkenswert. Fielhauer, der 1980 die erste Tagung der dgv-Kommission «Arbeiterkultur» in Wien konzipiert und organisiert hat, hinterlässt mit seinem Aufsatz dem Fach gewissermassen ein Vermächtnis, wie es in der Arbeiterkulturforschung weitergehen solle, wie man viel Neues im lokalen Bereich entdecken könne, dieses aber in den zeit- und gesellschaftsbezogenen Bezug einzuordnen habe, um dann erst einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Geschichte zu leisten. «Ich betrachte meine Volkskunde als eine Art 'Basislager'», schreibt Fielhauer am Schluss seines Beitrages, einer der letzten vor seinem zu frühen Tod, und verweist damit auf den besonderen Stellenwert unseres Faches, bis in Untersuchungen zeitgeschichtlicher Problematik hinein, aber auch auf die Notwendigkeit, volkskundliche Erkenntnisse von anderen Disziplinen wahrnehmen zu lassen. *Dieter Kramer* verweist auf den zuletzt genannten Zusammenhang gleich zu Beginn seines den Band einleitenden Beitrages «Arbeiterkultur – ein kulturgeschichtliches oder ein sozialgeschichtliches Problem?» (S. 10–17) und erinnert an eine kaum bekannte Sentenz von H. P. Fielhauer, in welcher dieser meinte, «man werde die Sozialhistoriker 'auf manche volkskundliche Erfahrung verweisen dürfen, weil sie sehr oft von Gesellschaft, aber zu wenig von Kultur sprechen'» (S. 10).

Ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis lässt zunächst die Befürchtung zu starker Heterogenität aufkommen. Je mehr man sich dann aber einliest, wird der Bezug eigentlich aller Beiträge auf den Integrationsbegriff «Transformation» deutlich. Allein in der sechsfachen Gesamtgliederung kommen dabei wesentliche Gesichtspunkte zum Ausdruck; ebenso sind die Aufsätze, wenn sie mitunter auch «nur» entsprechende Erkenntnisse aus schon erschienenen, grösseren Publikationen widerspiegeln, wichtige Bausteine zur «Transformations»-Theorie. Deren Prinzip besteht darin, das Für und Wider der Umstände zu erfassen, die den Transformationsprozess als solchen konstituieren und damit erweisen, dass Arbeiterkultur eine wandelbare bzw. wandlungsfähige, nicht festgeschriebene Erscheinung ist, aber eben stets Kultur der Arbeiterklasse mit zeitlich unterschiedlichen, aber gesamtgesellschaftlich notwendigen Funktionen bleibt: «Leben einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald...» Das sollte eine Zukunftsmaxime – nicht zuletzt im Sinne des gleichnamigen Buches von Kaspar Maase (1985) – sein, auf die auch eine ganze Anzahl von Aufsätzen des Bandes unmittelbar hindeuten.

Wenn wir, was im Rahmen dieser Rezension nur machbar ist, auf die genannten sechs Gliederungskomplexe jeweils mehr oder weniger en bloc eingehen, so sind sie alle der Theorie der Arbeiterkultur verpflichtet, bzw. bilden Theorie und Empirie eine erkennbare Einheit, und an keinem Beitrag wäre zu kritisieren, dass er zu abstrakt oder zu faktologisch angelegt wäre.

Letztere Aussage gilt z. B. für den Komplex I «Zur Theorie», den *Dieter Kramer* und *Flemming Hemmersam* als allseits bekannte Spezialisten bestreiten.

Über «Protestverhalten und Proteststile» (II) äussern sich so bekannte Fachleute wie *Wolfgang Kaschuba*; *Carola Lipp*, *Sabine Kienitz*, *Beate Binder*; *Bernd Jürgen Warneken*; *Andrea Erne* sowie *Gottfried Korff*; letzterer mit einer ausgewogenen, inhaltsreichen, neue Zusammenhänge und Erkenntnisse vermittelnden Studie über die Sym-

bolik der Arbeiterbewegung in der sog. «Weimarer» Zwischenkriegszeit: «Rote Fahne und geballte Faust» (S. 86–107).

Ausser den anregenden Ausführungen von *Andreas Kuntz-Stahl* über die «Biographie» des Düsseldorfer Volkshauses (S. 149–166) sind die Aufsätze des Komplexes III «Vom Protest zur Selbsthilfe» Fragen von Lebensweise und Kultur der Arbeiterklasse in Deutschland während der Zeit der Weimarer Republik gewidmet. Sie sind gleichzeitig instruktive, weil nicht zuletzt zeittypisch-periodenspezifische Beiträge zur Geschichte der politischen Kultur in jener so bewegten Zeit. *Anthony Mc Elligott*, *Rainer E. Holthuis* und *Christa Hempel-Küter* sind die weiteren Autor-Spezialisten, wobei ausdrücklich und generell vermerkt werden soll, dass hier Spezialisierung keineswegs mit fachlicher Enge in irgendeinen Zusammenhang gebracht werden darf. Alle Arbeiten dieses Bandes zeichnen sich vielmehr durch Weitblick und Fähigkeit zur interdisziplinären Zusammenschau aus.

Wenn im allgemeinen die «Wohnweise» eine Domäne der Volkskunde ist (oder mit der häufigen Beschränkung auf «das Haus» war?), so werden im Komplex IV eher von Historikern «Kritische Fragen zum Arbeiterwohnen» gestellt, dabei die integrierende Bedeutung von Alltagsgeschichte für historische Disziplinen hervorgehoben (*Eduard Führ*, *Daniel Stemmerich*), die Einbeziehung von Arbeiterlebensweise und -kultur für die angewandte Geschichte thematisiert (*Axel Föhl*).

Die Marburger Politikwissenschaftler *Frank Deppe*, *Georg Fülberth* und *Stefan Knaab* stellen (V) «Arbeiterkultur nach 1945» am Beispiel eines offensichtlichen Projekts «Lokales Milieu und grosse Politik zur Zeit des Kalten Krieges 1945–1960 am Beispiel ausgewählter hessischer Arbeiterwohngemeinden» vor. Das ist eine Thematik, die nicht allein schlechthin spannend dargestellt ist, sondern die – im Sinne von H. P. Fielhauer – letztlich das zum Ausdruck bringt, was einer volkskundlich-historischen Sichtweise auch als Erkenntnisziel entspricht: das Handeln und Reagieren vor allem politisch engagierter und organisierter Menschen unter sich z.T. bis ins Extreme wandelnden sozioökonomischen Verhältnissen wie hier in einem ländlich geprägten Milieu; eine Pilotstudie, die zum Vergleich mit anderen Regionen geradezu herausfordert (S. 198–219).

Ausser der schon eingangs erwähnten Studie H. P. Fielhauers enthält der Komplex VI «Die subjektive Seite der Geschichte», einen «Erfahrungsbericht» von *Peter Assion* über das südhessische Groß-Zimmern: «Ich seh das noch ewig vor mir». Zur mündlichen Überlieferung von Arbeitergeschichte» (S. 234–245), eher eine wichtige Studie zur Mentalitätshistorie von bewussten und organisierten Vertretern der Arbeiterklasse in den 30er Jahren und nach 1945. – Demgegenüber handelt *Gisela Lixfeld* über «Arbeiter und Arbeiterinnen im Umgang mit ihrer Geschichte. Erfahrungen aus dem Stadtmuseum Schramberg» (S. 246–256); ein selten instruktiver Bericht über die Möglichkeiten eines klug geleiteten Museums zur Vermittlung von historischem «Bewusstsein» durch das geschickte, aber ebenso geduldige Einbeziehen der örtlichen Öffentlichkeit in museale Basisbelange. Am Schramberger Beispiel wird eingängig vorgeführt, wie auch ein relativ kleines Museum durchaus ein «lebendiges» sein und werden kann.

Ob der Titel des Komplexes VI nicht besser hätte anders formuliert werden können, sei nur als Frage erwähnt. Der Rezensent möchte ihn aber – so oder so – als einen abschliessenden Höhepunkt des Bandes bezeichnen, weil hier noch einmal der hohe Stellenwert der Begrifflichkeit einer historisch verstandenen «Transformation» von Arbeiterkultur auch in ihrer Öffentlichkeitsrelevanz klar wird, die zugleich die Notwendigkeit interdisziplinärer Untersuchungen impliziert.

Alles in allem ein wichtiger Tagungsband, an dem die künftige Arbeiterkulturforschung nicht vorbeigehen kann.

Wolfgang Jacobeit

ANNI GAMERITH: *Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland*. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1988. 389 S., Abb., Karte, Register (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 1).

Die neue Reihe «Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie» wird durch diese bereits 1961 abgeschlossene, aber leider bisher nicht publizierte Dissertation zur Nahrungsmittel ethnologie eines rund 300 km² umfassenden, abgelegenen Gebietes im südöstlichen steirischen Grenzland eröffnet. Da die Feldforschung bereits in den fünfziger Jahren durchgeführt wurde und es sich um eine traditionelle, ländliche Gegend handelt, zeigt die Untersuchung mit der Situation in der Nachkriegszeit die Endphase einer älteren Zeit vor den auch die entferntesten Landstriche erfassenden Innovationsschüben der Hochkonjunktur – eine «verlorene Welt» also, der die Autorin auch hie und da etwas naiv-nostalgisch nachtrauert.

In drei Hauptabschnitten werden sehr gründlich und ausführlich die «Speisen», das «Speisengut» und das «Werden und Wesen der Speisen» dargestellt, wobei es immer um die alltägliche Bauernkost geht. Bei aller detailreichen Schilderung verliert Gamerith aber nie den Blick auf übergeordnete Zusammenhänge, indem sie sowohl die historische Dimension miteinbezieht und «den alten und ältesten, gerade noch erfahrbaren und erkennbaren Restformen ehemaliger Kost» nachspürt, als auch das sehr kleine Untersuchungsgebiet immer wieder mit benachbarten und weiter entfernt liegenden Gegenden in Beziehung setzt. Dieses wohltuende Abheben und Einordnen ist sehr hilfreich für das Verständnis der beschriebenen Phänomene.

In diesem Zusammenhang ist auch die Problematik Herd/Ofen wichtig. Der Vergleich zwischen der hier untersuchten und manchmal auch etwas idealisierten Ofenkost, die im südoststeirischen Rauchküchenhaus vorherrschte, und der Herdkost im Nordwesten (wobei auch mannigfaltige Zwischenformen zu beobachten sind) führt zu deterministischen Erklärungen: Ein Klima mit sehr harten Wintern lässt in einem Gebiet mit knappem Brennstoff eher kleine, niedere Häuser entstehen, in deren Mittelpunkt sich der Ofen befindet, während das ausgeglichene Klima im Westen größere Häuser mit Herden hervorbrachte. Die Kochtechnik bestimmte den Speisepan, dem meist gleiche Rohstoffe zugrunde lagen, die aber wesentlich anders zubereitet wurden: ofengebackene Mehlspeisen dort, pfannengekochte Mehlggerichte hier; der ausserhalb des Hauses stehende Backofen diente nur zur Brotherstellung. Für anderes Speisengut, etwa die sehr wichtigen, immer auf dem Herd zubereiteten sauren Suppen, sind solche Unterschiede nicht von Bedeutung.

Die Untersuchung ist nicht nur für den Nahrungsethnologen wichtig, sie bietet auch dem gerätekundlich Interessierten viel, enthält sie doch nicht nur genaue Beschreibungen und lokale Benennungen, sondern auch viele in den Text eingestreute und als Tafeln beigelegte Skizzen mit Massangaben. Zu bedauern ist einzig, dass der Arbeit nur eine Auswahl eines viel reicheren Fotomaterials beigegeben werden konnte.

Martin R. Schärer

MARKUS RAMSEIER: Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und der rätoromanischen Schweiz. Sprachformgebrauch, Sprach- und Sprechstil im Vergleich. Aarau/Frankfurt: Sauerländer 1988. 596 S. (Sprachlandschaft, 6).

Diese beeindruckende Monographie setzt der Diskussion eines empfindlichen Bereichs des deutschschweizerischen Sprachlebens neue Massstäbe:

- Wo Prozentsätze bisher nur mit Vorsicht übernommen werden konnten, liegen nun verlässliche Zahlen vor: Sie stützen sich auf je 18 Sendestunden der 3 DRS-Programme an einem Stichtag im April 1984 und auf weitere 400 Aufnahmestunden in einem Ergänzungskorpus.
- Wo man sich bisher mit einer groben Aufteilung nach Moderation, Nachrichten, Reportage, Interview u.ä. behelfen musste, stellt Ramseier nun ein definiertes Inventar von Textsorten und Sendetypen zur Verfügung.
- Wo man in der Erklärung der Sprachformwahl eine gewisse Beliebigkeit in Auswahl und Gewichtung der Kriterien in Kauf nehmen musste, wird die Diskussion hier von systematischen Rastern geleitet.

In einem gegen 600 Seiten starken, sorgfältig gesetzten und ausgestatteten Band der Reihe Sprachlandschaft (herausgegeben von Ramseiers Lehrer Robert Schläpfer) liegt eine in Umfang und Niveau alles andere als alltägliche, von der Universität Basel mit dem Amerbach-Preis gewürdigte Doktorarbeit vor.

Sie stellt sich einer seit Jahren breit und oft Streitbar diskutierten Frage, mit dem erklärten Ziel, einen Beitrag zur Versachlichung der Auseinandersetzung zu leisten. Das ist ihr in jeder Beziehung gelungen. Auch das Versprechen, den Praktikern, mit denen der Autor eingehende Gespräche geführt hat, etwas für die Praxis zu geben, bleibt nicht leer. Besonders im zweiten Teil, wo es um die sprachlich-stilistische Gestaltung der Texte geht, finden sich zahlreiche Ratschläge und kommentierte Beispiele. Hoffentlich kommen diejenigen, die sie sich zu Herzen nehmen sollten, mit dem Lesen so weit – es kostet ausserordentlich viel Zeit, überall in der Gründlichkeit und Akribie mitzuhalten, die diese Untersuchung auszeichnen.

Terminologie und Methode zeigen, wie breit man ansetzen muss, um der Aufgabe gerecht zu werden. Auf dem Feld der Sprachpragmatik, welcher die Arbeit zuzuordnen ist, verbinden sich institutionelle, kulturpolitische, soziologische, psychologische und publizistische Gesichtspunkte mit rhetorisch-stilistischen, sprechwissenschaftlichen und grammatischen. Wichtige Anregungen hat Ramseier in verschiedenen (deutschen und schweizerischen) Studien zur Sprache der elektronischen Massenmedien gefunden. Längere Zitate und ein breiter Anmerkungsteil lesen sich wie ein Forschungsbericht über die Ergebnisse, die auf diesem Gebiet in letzter Zeit gewonnen worden sind. In der Anwendung auf sein besonderes Thema mit den spezifischen Gegebenheiten der untersuchten Programme leistet der Autor über weite Strecken Pionierarbeit. Ein ausgeprägter Sinn für methodische Konsequenz sichert ihm die Distanz in Fragen, wo Meinung gegen Meinung steht und die Relationen verlorengehen könnten.

Wenn ich in der Folge einige Ergebnisse herausgreife, laufe auch ich Gefahr, das Bild zu verzeichnen – man lese die thesenartigen Zusammenfassungen selbst nach, um zu erkennen, wie sehr sich der Autor immer um eine gerechte Differenzierung bemüht.

- Mundart und Standardsprache werden bei Radio DRS gesamthaft ungefähr zu gleichen Teilen eingesetzt. Am Stichtag betrug das Verhältnis 54 : 46 Prozent zugunsten des Hochdeutschen. An andern Sendetagen kann es aber auch umgekehrt sein.
- DRS 2 zeigt eine eindeutige Tendenz zum Hochdeutschen, DRS 3 zur Mundart. DRS 1 strebt die ausgewogene Mitte an.
- Das Wechselspiel der beiden Sprachformen (und auch: das Spannungsfeld, in dem sie stehen) ist in der allgemeinen Sprachsituation der deutschen Schweiz angelegt. Es zeigt am Radio allerdings auch eine starke Eigendynamik, bedingt durch die besonderen Produktionsbedingungen des Mediums und durch kulturpolitische Vorgaben. Jedenfalls geht es nicht an, Radio und Fernsehen pauschal die «Schuld» für die sogenannte Dialektwelle zuzuschreiben.
- Der Spielraum sprachlicher Gestaltung am Radio ist gross. Ihn gewissenhaft und feinfühlig zu nutzen ist entsprechend schwer und setzt ein hohes Verantwortungsbewusstsein auf allen Stufen voraus.
- An Absichtserklärungen, die spezifischen Möglichkeiten der beiden Sprachformen zur Geltung zu bringen, fehlt es nicht; es dominiert aber eine Ausdrucksweise des Mittelmasses, die die Grenzen zwischen den beiden Varietäten verwischt. Insbesondere vermisst Ramseier Texte, in denen die oft beschworenen Stärken der Mundart zum Tragen kommen. Aber auch mit der Standardsprache tun sich die Programm-Mitarbeiter schwer; hier müsste das Mittelmass einem unverkrampften Können weichen.
- Es fehlt weder an sinnvollen Weisungen noch an Hilfen für die Ausbildung: Die DRS-intern erarbeiteten und 1983 in Kraft gesetzten Richtlinien «Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen DRS» (abgedruckt auf Seite 34 f.) liegen ganz auf der Linie von Ramseiers Empfehlungen. Auch die «Rhetorik für Radio

und Fernsehen» (Schriften zur Medienpraxis, 1; Aarau 1986) von Jürg Häusermann und Heiner Käppeli, zwei langjährigen Mitarbeitern des Ausbildungsdienstes DRS, vermittelt dem Praktiker, was er für den verantwortungsbewussten Umgang mit den beiden Formen des Deutschen in der Schweiz braucht.

So stünden nun sowohl eine theoretische Grundlegung als auch praxisbezogene Anleitungen (auch für das Fernsehen und die von Ramseier erst am Rand erfassten Lokalradios) zur Verfügung – sich als «Macher» und als Hörer davon leiten zu lassen, bleibt eine Herausforderung, die es anzunehmen gilt. Rudolf Schwarzenbach

KINDERKULTUR. 25. Deutscher Volkskundekongress in Bremen vom 7. bis 12. Oktober 1985. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Konrad Köstlin in Zusammenarbeit mit Rosemarie Pohl-Weber und Rainer Alsheimer. Bremen: Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte 1987. 408 S., Abb. (Hefte des Focke-Museums, 73).

Der vorliegende Band «Kinderkultur» fasst die Referate zusammen, die 1985 auf dem 25. Deutschen Volkskundekongress in Bremen gehalten wurden.

Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde nutzte 1985 das Kooperationsangebot der Universität Bremen, des Fachbereichs Kulturwissenschaften und der Wissenschaftlichen Einheit Populärliteratur/Kinderkultur/Spielkultur, für die Ausrichtung der Veranstaltung. Die fruchtbare Zusammenarbeit, mit der auch die Konstituierung und Etablierung des kulturwissenschaftlichen Studiengangs in Bremen unterstützt wurde, zeitigt dem Buch zwei engagierte Beiträge. Unter dem Titel «Die kleinen Wilden» untersucht Dieter Richter anhand literarischer Quellen den Wildheitsmythos als Kindheitsbild. Die Frage «Rekonstruktion oder Konstrukt?» stellt Wolfgang Emmerich. Er setzt sich kritisch mit dem Authentizitätsanspruch von Kindheitserinnerungen in Autobiographien auseinander.

Insgesamt 50 Autoren äussern sich in 49 Vorträgen (einschliesslich einer Vorrede) aus unterschiedlicher Sicht zum Thema, so dass ein recht heterogenes Bild entsteht. Die Referenten behandeln Aspekte der Kindheit – etwa Spiele, Spielzeug, Erziehung in der Schule, Arbeit im Dorf – beispielsweise in Ungarn, Rumänien, Finnland, Schweden, Österreich oder der Schweiz.

Aber nicht nur geographisch sind die Grenzen weit gesteckt, eine grosse Vielfalt zeigt sich in den Berufs- und Praxisfeldern der Autoren und damit auch in der Sichtweise auf «Kinderkultur». Einige Beiträge beschäftigen sich mit der Darstellbarkeit von Kindheit im Museum. Andere versuchen, unterschiedliche Gegenstände der greifbaren Dingwelt, die Kinder umgibt – wie Kleidung, Möbel, Medien –, mit neuen wissenschaftlichen Methoden zu analysieren. Manche beschreiten dabei im Sinne einer Theoriefindung oder -bildung ganz neue und spannende Wege.

Mehr oder weniger deutlich kommt in fast allen dieser interessanten Aufsätze die Verflechtung von Kinder- und Erwachsenenwelt sowie ihre gegenseitige Beeinflussung zum Ausdruck. Die Zeit, da Kindheit als «echt» und «ursprünglich» vom Erwachsenen sein isoliert werden konnte, ist vorbei. In seinem Einführungsreferat «Kultur für Kinder – Kultur der Kinder» konstatiert Hermann Bausinger zu Recht:

«Wenn es richtig ist, dass sich die Welten von Erwachsenen und Kindern stärker einander annähern, dann gilt dies nicht nur für das gemeinsame passive Ausgesetztsein in der sekundären Flimmerwelt der Medien, sondern wohl auch für den Bereich, in dem aktives Handeln und Kommunizieren möglich ist. Für beide, Erwachsene und Kinder, ist es heute ein Problem, Kultur nicht mit dem standardisierten Kulturangebot gleichzusetzen – aus der 'Kultur für' eine eigene Kultur zu machen in Akten der Auswahl, der Aneignung, der Umformung und auch des Widerstands» (S. 17).

Der Kongressband ist ein attraktiv gestaltetes Buch, mit Schwarzweiss-Abbildungen reich illustriert.

Für den geneigten Leser wären Kurzbiographien zu den jeweiligen Autoren vielleicht hilfreich gewesen. Regine Falkenberg

MARIE-ELISABETH REHN: ...besser als im Kohlenpott malochen? Arbeitslosenalltag in Konstanz. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Peter Lang 1988. 229 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Volkskunde/Ethnologie Abt. A Volkskunde, 30).

Die vorliegende Arbeit, eine bei Paul Hugger gearbeitete Zürcher Dissertation, beschäftigt sich mit Alltag und Lebensweise von Arbeitslosen in Konstanz. Die Autorin, selbst seit 1978 in dieser süddeutschen Stadt ansässig, begann 1985 mit der «Bestandesaufnahme all dessen, was zum Thema 'Arbeitslosigkeit' in Konstanz ... publik wurde.» Ausser Unterlagen aus dem zuständigen Arbeitsamt, dem städtischen Sozialamt, der Untersuchung eines Gewerkschafters bildeten eigene Recherchen, vor allem aber ausführliche Gespräche mit Arbeitslosen die Grundlage dieser Studie. An die fünfzig «Lebensgeschichten» (in denen natürlich die Themen Schule, Ausbildung, Beruf und dessen Verlust, die momentane Situation und die erhoffte Zukunft im Mittelpunkt stehen), welche im Anhang abgedruckt sind, hat Frau Rehn verarbeitet. Das Alter der GesprächspartnerInnen bewegte sich zwischen 17 und 59 Jahren, die berufliche Aus- bzw. Vorbildung reichte vom Pflichtschulabschluss bis zum akademischen Studium. Dennoch wiesen die Biographien eine Reihe von Parallelen auf, waren doch auch die existentiellen Voraussetzungen ähnlich. Aus diesem Grund war es denn der Autorin möglich, dem Ziel ihrer Analyse, nämlich «die Palette der Möglichkeiten aufzuzeigen, die sich innerhalb der Grenzen der festen Grössen 'Zeit' und 'Geld' bewegen», einigermaßen nahe zu kommen. Dieser Analyse ist das Hauptkapitel 2 («Individuelle Strategien der Alltagsbewältigung») gewidmet. Dessen Untergliederung lebt ganz wesentlich davon, dass immer wieder Aussagen aus den Lebensberichten zitiert werden, und zwar «wörtlich». Nun hat Frau Rehn nicht mit dem Tonbandgerät Aufnahmen gemacht, sondern die Interviews nur stichwortartig festgehalten und im Anschluss an das Treffen «rekonstruiert». Da es nicht um Erzählstrukturen und -formen geht, ist diese Vorgangsweise bei persönlichen, ja intimen Gesprächen durchaus akzeptabel; eine spätere zitatmässige Wiedergabe täuscht jedoch eine Authentizität vor, die der Text nicht besitzt – methodische Bedenken scheinen da schon angebracht.

Im Einleitungskapitel werden vorher «Kollektive Aspekte des Alltags in Konstanz» beschrieben: der Untersuchungsort und die sich mit Arbeitslosigkeit befassenden Ämter und Behörden; zudem werden die gesetzlichen Rahmenbedingungen, die Förderungsmassnahmen sowie regionale Initiativen vorgestellt. Eine kurze Zusammenfassung informiert dann nochmals über Hintergrunddaten und Schwerpunkte aus den Erfahrungsberichten: über Strategien, mit der Arbeitslosigkeit fertig zu werden, Zeit- und Geldnot zu überbrücken, bis hin zu – manchmal ganz irrationalen – Zukunftserwartungen und -entwürfen.

Die engagierte Autorin (mit eigenen Erfahrungen zur Arbeitslosigkeit), welche nicht vergessen hat, dass sich die Volkskunde vor zwanzig Jahren das Ziel setzte, an der Lösung sozio-kultureller Probleme mitzuwirken, deutet denn auch an, welche Möglichkeiten sie aufgrund ihrer Untersuchung sieht: feste Anlaufstellen für Arbeitslose in den Kommunen als Basis für Eigeninitiativen und Beratung, bessere bzw. mehr öffentliche Unterstützung für bestehende Projekte zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und schliesslich (schon im Vorwort formuliert) ein garantiertes Mindesteinkommen für alle. In Anbetracht der Wichtigkeit und gesellschaftlichen Relevanz des Themas sowie im Hinblick auf die Tatsache, das M.-E. Rehn kaum bzw. nicht auf kulturwissenschaftlich-volkskundliche Vergleichsuntersuchungen zurückgreifen konnte, seien hier weitere Arbeiten auf den Gebieten «Arbeitslosigkeit» und «neue Armut» in den Industrienationen angeregt – ein gutes Beispiel liegt mit dem besprochenen Buch bereits vor.

Olaf Bockhorn

KURT DRÖGE: Landleben auf Schulwandbildern. Münster-Hiltrup: Landwirtschaftsverlag 1988. 168 S., Abb. (Westfälische Volkskunde in Bildern, 1).

Schulwandbilder reichen bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts zurück. Allein in Deutschland dürften im Laufe der Zeit über 20 000 Tafeln gedruckt und ausgeliefert worden sein. Bis in die dreissiger Jahre gehörten auch die Schulen der deutschspra-

chigen Schweiz zu den Bezügern deutscher Schulwandbilder. Im Westfälischen Freilichtmuseum für Volkskunde Detmold lagern etwa 1000 Exemplare. Kurt Dröge hat 120 Tafeln ausgewählt und zu einem Bildband zusammengestellt. Das Museum möchte auf diese Weise schwer zugängliches Ausstellungsgut einer weiteren Öffentlichkeit und der Wissenschaft bekannt machen.

Nach einer gerafften Einführung werden in der ersten Abteilung Ansichten von Bauernhöfen wiedergegeben. Sie führen dem Betrachter das abwechslungsreiche Landleben vor Augen. Die Erwachsenen mögen die spielenden Kinder und die Tiere. Die ganze Umgebung ist freundlich, sauber und ordentlich. Positive Gefühle gegenüber der angestammten bäuerlichen Welt stellen sich von selber ein. Man kann gar nicht anders. Den Bauernhöfen folgen die Haustiere und Nutzpflanzen. Auch bei den Kühen und Pferden, Schafen und Ziegen, Hühnern, Enten und Bienen ist die Tendenz zur Verniedlichung unverkennbar. Erst in den sechziger Jahren wird die Handarbeit allmählich durch den Einsatz von Maschinen ergänzt. Der Verfasser vermutet zu Recht, dass die Schulwandbilder, obschon sie durchwegs geschönt und wenig wirklichkeitsnah waren, auch den Bauernkindern entsprachen. Auch in ihnen wohnte die Sehnsucht nach der Idylle.

Im zweiten Teil des Bildbandes folgt der allen Schülern vertraute Ablauf der Jahreszeiten. Diese Tafeln kannte man in fast allen Schulhäusern: Der Frühling mit der Bestellung der Felder und des Hausgartens, der Sommer mit der Getreideernte, der Herbst mit der Obst- und Kartoffelernte und der Winter mit der Arbeit der Holzer im verschneiten Wald.

Die dritte Abteilung enthält die eigentlichen Unterrichtshilfen, die Buchstabiertafeln und die Abbildungen aus der heimischen Tierwelt. Zu diesem Teil gehören auch die Darstellungen der populären Märcheninhalte. Den Schlusspunkt setzen die Bauern selber oder doch die Vorstellung dessen, was Bauern sind oder in den Augen der nichtbäuerlichen Bevölkerung zu sein haben; idealisierend, in den dreissiger Jahren auch ideologisierend.

Der Verfasser warnt die Leser davor, Schulwandbilder des auffallenden Detailreichtums wegen mit historischen Quellen zu verwechseln. Sie täuschen und stellen das Leben auf dem Land häufig eher so dar, wie es in Wirklichkeit nie gewesen ist. Betrachtet man die Bilder näher, erweisen sich die vielen Einzelheiten grossenteils als falsch, die Personenszenen wurden konstruiert, und ein Bezug zur Zeit der Entstehung fehlt. Die Herausgeber unternahmen alles, um den Kindern die Identifikation mit dem Gegenstand und die Übernahme der dargestellten Stoffe zu erleichtern.

Beim «Landleben auf Schulwandbildern» handelt es sich um den ersten Band einer neuen Buchreihe des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold. Auswahl und Gliederung des Materials überzeugen. Die knapp gehaltenen Texte sind fundiert und allgemeinverständlich, und das Layout abwechslungsreich und unaufdringlich. Hervorzuheben sind ferner die umfangreichen, durchwegs mit genauen Quellenangaben versehenen Bildlegenden. Landleben auf Schulwandbildern ist eine gute Buchidee. Man ist überhaupt überrascht, was Museen und Verlage in der Bundesrepublik in dieser Hinsicht herauszubringen in der Lage sind.

Alois Senti

HISTORISCHE METHODE UND REGIONALE KULTUR. Karl-Sigismund Kramer zum 70. Geburtstag. Hg. von Konrad Köstlin unter Mitarbeit von Renate Glaser. Berlin/Vilseck: Tesdorpf Verlag 1987. 178 S., Abb., Karten (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 4).

Historische Methode und regionale Kultur – der Titel dieses Referatbandes markiert gewissermassen Koordinate und Abszisse im wissenschaftlichen Werk dessen, den diese unprätentiöse Festschrift ehrt: Karl-Sigismund Kramer, der – 1986 seinen 70. Geburtstag feiernd – einen der markanten Wegweiser in der volkskundlichen Landschaft der Nachkriegszeit verkörpert. Ohne seinen und Hans Mosers Neubeginn in der «Münchener Schule» ist die Neuorientierung des Faches nach 1945 hin zu

modernen ethnographisch-kulturgeschichtlichen Perspektiven nicht denk- und erklärbar.

So widmen sich die Beiträge des Bandes auch vornehmlich diesem Kramerschen Forschungshorizont: der Analyse sozialkultureller Kontinuitäten, Wandlungen und Verwerfungen im «Volksleben» zwischen Neuzeit und Frühindustrialisierung sowie den damit zusammenhängenden Quellen- und Methodenfragen. *K. Köstlin* zeichnet im einleitenden Beitrag nochmals Stationen der Fachentwicklung um jene «Münchener Schule» des Gespanns Moser/Kramer nach, die freilich eher methodisch-perspektivische Anregung und Anleitung bot, als «Schule» im institutionellen Sinne war. Ihre Wirkung indessen trug wesentlich dazu bei, dass sich volkskundliche Forschungen schon ab den 50er Jahren nahe an der «alltäglichen Lebenspraxis» der Unter- und Mittelschichten bewegten – das Etikett «Alltagsgeschichte» wurde ja erst später geprägt. Vor allem die Herausbildung und Formung regionaler Kulturprofile im Zuge der politisch-territorialen Staatsbildungsprozesse des 18. und 19. Jahrhunderts, die Verregelung und Verrechtlichung des Alltagslebens der Bauern und Handwerker standen im Mittelpunkt dieser Arbeiten.

W. Brückner nimmt diesen Grundgedanken in seinem Beitrag «Die verwaltete Region» nochmals auf: die Kramerschen Arbeiten zur fränkischen Region als Versuche der quellenkritischen Beleuchtung des «Volkslebens» und der Neujustierung volkskundlicher Sehweisen, Blickwinkel und Beobachtungsobjekte. Und *R.-E. Mohrmann* fragt in dieser Richtung weiter nach dem spezifischen Beitrag der Volkskunde zu einer Forschungsperspektive, wie sie sich in den letzten 10, 15 Jahren im Spannungsfeld zwischen regionaler Kultur- und «sozialer» Alltagsgeschichte eröffnet hat.

Die folgenden Beiträge von *Tamàs Hoffmann* zu «Wüstung und Städtewesen» und zur Veränderung des Alltagslebens im Ungarn des 18. und 19. Jahrhunderts, von *S. Götsch* über «Separatisten in Nordfriesland» und deren Gemeinschafts- und Gesellschaftsvisionen, von *U. Wilkens* über ein schleswig-holsteinisches Kirchspiel und dessen kirchlich-gemeindlichen Konflikte um «Tradition» und «Moderne», von *G. Kapfhammer* über «Knechte und Mägde in Schwaben», schliesslich von *W. Hartinger* über die «Möglichkeiten archivalischer Forschungen zur Volksmusik» – sie alle schraffieren den Raum solch historischen Alltagslebens in unterschiedlichen Regionen, Zeiten und Farben aus. Gemeinsam ist ihnen der Versuch, Geschichte aus Quellen so zum Sprechen zu bringen, dass etwas von jenem «Eigenleben» der Regionen, vom Kramerschen «Volksleben», sichtbar wird. – Bände wie dieser mit «Werkstattberichten» volkskundlicher Forschung stehen dem Fach – mit und ohne Feieranlässe – gewiss nicht schlecht zu Gesicht.

Wolfgang Kaschuba

ERWIN KÄMMER: Zwischen Schloss und Friedhof: eine Gasthausstudie. Graz: dbv-Verlag für die Technische Universität Graz 1988. 231 S., 33 Abb. (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz, 77).

Mit einem fast poetisch anmutenden Titel («Zwischen Schloss und Friedhof») nähert sich der Verfasser einem Thema, das in der volkskundlichen Forschung eher hintangestellt als favorisiert wurde: das Wirtshaus. Das erscheint auf den ersten Blick verwunderlich, könnte doch dieser Ort in seiner Funktion als traditionelles Zentrum menschlicher Kommunikation und Interaktion ein ideales Betätigungsfeld für Ethnologen sein.

Vielleicht ist die etwas stiefmütterliche Behandlung darauf zurückzuführen, dass dem Gegenstand schlecht beizukommen ist, wenn es über die topographische Beschreibung von Zuständen hinausgeht. Historisch ausgerichtete Fragestellungen, sofern sie auf die Erforschung von kulturellen Zusammenhängen oder Handlungsfeldern abzielen, beißen sich am spröden Quellenmaterial die Zähne aus: Ausser einer wahren Flut von Konzessionsakten, die uns vom ständigen Bemühen der Antragsteller um Schankgenehmigungen künden, liefern andere in Frage kommende Quellen

(wie z.B. Brüchtereigister [Strafregister] oder Visitationsprotokolle) nur Splitterinformationen, die das Forschungsfeld «Wirtshaus(leben)» zum Puzzlespiel werden lassen. Und wollte man sich dem Thema empirisch nähern – was eigentlich naheliegt –, bliebe als Ausweg nur die Bereitschaft zur Orientierung am sozialwissenschaftlichen Forschungsinstrumentarium, das die volkskundliche Vorgehensweise – nämlich die (leider oft unreflektierte) Befragung kompetenter Gewährsleute – in Frage stellt.

Der Verfasser mag vor diesem methodischen Problem gestanden haben, als er sich der Gasthausthematik annahm. Am Beispiel dreier Grazer Vorstadtwirtshäuser versucht er, über teilnehmende Beobachtung, mündliche Befragungen, Auswertung archivalischer Quellen und «einschlägige Literatur» – hier ist vor allem der 4. Band der Reihe des Grazer Stadtmuseums mit dem Titel «Grazer Gastlichkeit» (1985) zu nennen – den «kleinstrukturellen Entwicklungen und Veränderungen» (S.5) im vorstädtischen Gasthauswesen auf die Spur zu kommen. Kämmerer hat dazu in minutiöser Kleinarbeit alle zur Verfügung stehenden Quellen zusammengetragen. Daraus entwickelt er – chronikartig vom Beginn des 19. bis in die Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts und stets bemüht um die Einarbeitung der lokalen demographischen, sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen – die Geschichte der Grazer Moserhofgasse mit ihren Gastwirtschaften. Nach einem weitausholenden Ausblick in die allgemeine Historie des Gasthauswesens gelingt es Kämmerer, die Bedeutung der speziell untersuchten Wirtschaften und ihrer Inhaber für die Entwicklung lokaler Identifikationsfindung sowie soziokultureller Handlungs- und Wertemuster herauszuarbeiten.

Anhand der zahlreichen im Anhang abgedruckten Quellen sind die Ergebnisse – so auch der Bedeutungsverlust der Vorstadtwirtshäuser infolge des veränderten und differenzierten Kommunikationsangebots der Gegenwart – durchaus zu verifizieren. Doch die etwas willkürlich anmutende Quellenauswahl, die kaum reflektierte methodische Vorgehensweise und das Fehlen jeglicher Quellenkritik reduzieren den wissenschaftlichen Aussagewert dieser für die Lokalgeschichte sicher verdienstvollen Arbeit. Auch hätte ein Blick über die Grenzen des eigenen (volkskundlichen) Faches gut getan. Denn nicht nur Volkskundler und Kulturgeschichtler haben sich gelegentlich des Themas «Wirtshaus» angenommen, sondern auch Kulturosoziologen und Sozialhistoriker. Otto Rühle widmet in seiner «Illustrierten Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats» (1930) dem Wirtshaus immerhin mehr als 30 Seiten. Und es darf die Frage gestellt werden, ob man der Beschreibung des Wirtshaus(lebens) gerecht wird, ohne der Bedeutung des «Alkohols im Volksleben» (hg. von A. C. Bimmer und S. Becker. Marburg 1987. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 20) die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Unter dem Strich aber steht hier dennoch ein facettenreiches Abbild jener Wirtshauswirklichkeit, die fernab von Luxus und Glamour zum Spiegelbild von Lebens- und Alltagssituationen eines kleinbürgerlich-proletarisch strukturierten Vorstadtmilieus wird. Uwe Meiners

ANGELO BAS: Oblačilna kultura na Slovenskem v Prešernovem času. (La culture vestimentaire en Slovénie au temps de Prešeren.) Ljubljana: Državna založba Slovenije 1987. 359 S., zahlreiche Abb., Register, ausführliches franz. Résumé.

Der Band schliesst an ein früheres Werk des Autors über die Kleidung derselben Region um die Wende zur Neuzeit an und behandelt die nach dem bekanntesten slovenischen Nationaldichter benannte erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Ausblicken über die Revolution von 1848 hinaus. Der Ansatz ist dabei komplexer, das Ziel anspruchsvoller als sonst üblich: Kleidungskultur meint die ganze menschliche Erscheinung, schliesst also alles Zubehör, Haar und Bart, Körper- und Schönheitspflege, mit ein. Und: sie soll erkennbar werden in ihrer Verflochtenheit mit den ökonomischen, sozialen und politischen Bedingungen der Zeit, als Teile von Lebensweisen. Das setzt ein umfassendes und intensives Studium aller verfügbaren Quellen vor-

aus (die einzig für die Kleidungsgewohnheiten der zahlenmässig noch kleinen Industriearbeiterschaft nicht zum Reden gebracht werden können). Zeitungen, Reiseberichte, topographische Literatur, Archivalien, Bilder und Museumsobjekte, Modezeitschriften samt Schnittmusterbogen und Nähschulbücher werden zitiert. In einem abschliessenden Kapitel diskutiert der Autor den Begriff der Mode und neigt vor allem René König zu – die gerade von seinen Ergebnissen her ebenso lohnende Erörterung des Tachtenbegriffs unterbleibt leider. Die Abbildungen, deren Qualität nicht immer hinreichend ist, erschliessen gewiss wenig bekanntes Material, scheinen aber ohne direkten Bezug zum jeweiligen Text zu stehen, als blosses Beiwerk des Verlags, und werden nicht kommentiert, was ihren Aussagewert ganz erheblich mindert.

In der untersuchten Zeitspanne folgt die Oberschicht der internationalen Mode, und die verwendeten Stoffe werden fast alle ausserhalb der Provinz industriell erzeugt. Aus Eigenproduktion der Bauern stammen Leder für Schuhe und Hosen, grobes Leinen, Wolle und Mischgewebe, meist für den Hausgebrauch, mit regionalen Unterschieden, die ebenso kultureller wie ökonomischer Art zu sein scheinen. Die Baumwolle, erschwänglich seit den dreissiger Jahren, dringt auch in die bäuerliche Festkleidung ein. Der Zugang der Landbevölkerung zum Textil- (und Altkleider-) markt und damit zu internationalen bürgerlichen Kleidungsgewohnheiten stösst auf heftige Kritik weniger beim Bürgertum als bei der Geistlichkeit, die ethische und politische dem ohne Zweifel wichtigeren sozialen Motiv vorschreibt: die Angst um die Gefährdung einer klaren ständischen Ordnung. Baš stellt fest, dass den Bauern, insbesondere den jungen Frauen als aktivster Gruppe, die Integration der heterogenen Elemente in einen harmonischen Stil nicht immer gelingt – eine Beobachtung, die auch den *uneinheitlichen Stil westlicher Bauern«trachten»* erklären könnte. Er dürfte verstärkt worden sein durch mangelnde Ausbildung und Fertigkeit der Schneider, Näherinnen und Schuster, denen vermutlich nur ausnahmsweise gutsitzende Kopien städtischer Kleidung gelangen. Wohl deshalb auch das vergleichsweise rasche Eindringen professionell erzeugter Konfektion, zuerst für Zubehör, dann für Männer- vor Frauenkleidung, zuletzt für Schuhe und Männerhüte. Aufschlussreich ist, dass die ethnischen Gruppen innerhalb Sloweniens weder in Städten noch auf dem Land klar unterscheidbare Kleidungsterritorien bilden. Die relative Einfachheit der Produktionsbedingungen, vor allem aber der Mangel standen dem im Weg. Die ländliche Alltagskleidung war von bescheidenster Art, Kinder liefen halbnackt herum. Die aus religiösen und sozialen Motiven heraus für notwendig gehaltene Festkleidung aber (deren Prestigewert rituelle Kleidungsgeschenke z.B. für Firmlinge dokumentieren) folgt dem städtisch-oberschichtlichen Vorbild. Trotzdem konnte diese einfache, unmodische bäuerliche Alltagskleidung, deutlich verschieden vom Stadtstil, von den Intellektuellen und andern Bürgerlichen slowenischer Herkunft zur Nationaltracht und, neben eigener Musik und Literatur, zum Symbol des Slowenischen emporstilisiert und nachgeahmt werden in der politischen Auseinandersetzung der achtundvierziger Revolution, nicht zuletzt deshalb, weil die Bauern praktisch die einzige rein slowenische Bevölkerungsschicht darstellten. Daraus (und der Autor hat dies schon in seinem Beitrag zur Lienzer Tagung skizziert, vgl. *Kleidung-Mode-Tracht*, Wien 1987, S. 147-158) ergibt sich ein Modell für Volkstracht, das nicht nur von den bisherigen deutschen, österreichischen und schweizerischen Erfahrungen und Deutungen, sondern auch vom benachbarten ungarischen Beispiel abweicht und neue Fragen stellt.

So erschliesst der Band eine Fülle von präzisen Beobachtungen und Einsichten, für die man dankbar ist und die der gegenwärtig immer noch aktiven Kleidungsdiskussion wichtige neue Anregungen vermitteln. Christine Burckhardt-Seebass

BALZ ENGLER, GEORG KREIS(Hg.): *Das Festspiel: Formen, Funktionen, Perspektiven*. Willisau: Theaterkultur-Verlag 1988. 288 S., Abb. (Schweizer Theaterjahrbuch, 49).

Der Publikation liegt im wesentlichen eine Tagung zugrunde, die die Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur und das Nationale Forschungsprogramm 21

«Nationale Identität und kulturelle Vielfalt» (in dessen Rahmen auch ein Festspielprojekt verfolgt wird) durchführten. Die Referate bzw. Aufsätze beschlagen einen weiten Kreis, der von prinzipiellen literaturästhetischen und dramaturgischen Fragen über die Architektur des Zürcher Hallenstadions bis zu konkreten Erfahrungen mit schweizerischen Spielen von 1986 reicht. Ebenso vielfältig, zum Teil auch kontrovers sind die Meinungen und Ergebnisse, von denen nur einiges herausgegriffen werden kann. Sie betreffen einmal die Frage, ob das Festspiel angemessener als eigene literarische und dramatische Kategorie oder aber als eine einmalige Erscheinung des Historismus zu verstehen sei. Die freigelegten Strukturen, ritualisierte und dramatisierte gesellschaftliche Selbstreflexion und Rekonstruktion der Geschichte zum Zwecke aktueller Handlungsfähigkeit (*Peter von Matt*), Dramatisierung einer sozialen Krise nach Victor Turner (*Balz Engler*), konservativ-affirmative, sogar repressive Ausrichtung und kollektive Zwangsverpflichtung (*Charles Apothéloz* und *Dietz-Rüdiger Moser*), werden – darüber scheint ein gewisser Konsens erzielt worden zu sein – als «sozialanthropologische» Konstanten verstanden, treffen so aber doch wohl nur auf das späte 19. und 20. Jahrhundert zu. Der zweite Diskussionspunkt betrifft die Volkstümlichkeit des Festspiels: Spielt das «Volk» tatsächlich sich selbst, seine Erinnerung und seine Hoffnung, oder wird es von den jeweils Mächtigen «bespielt»? Dietz-Rüdiger Moser sieht in seinen 10 Thesen die Wurzeln des Festspiels in der deutschen protestantischen Tendenzdichtung, lehnt alle andern (älteren und volkstümlichen) Traditionen ab, weil dem Festspiel die Bindung an das liturgische Jahr fehle, und versteht auch die Anknüpfung an die Antike nur als eine formale, da das Element der öffentlichen politischen Auseinandersetzung im neuen Festspiel nicht bloss fehle, sondern im Gegenteil unterdrückt werde zugunsten verordneter Akklamation. Ausgerechnet Herder, als nationalistischer lutherischer Superintendent etikettiert, wird dabei zum Vorläufer der nationalsozialistisch-völkischen Feiern gemacht. Thesen, bewusst provokant formuliert, mögen im einzelnen auf Ausgewogenheit, ausreichende Begründung und Plausibilität verzichten dürfen, sie erfahren aber durch den materialreichen Aufsatz des kenntnisreichsten schweizerischen Festspielforschers, *Edmund Stadler*, vielfache Korrektur, zumindest was die Schweiz betrifft. Klar treten die Beziehungen auch noch der Festspiele des 20. Jahrhunderts zum älteren Fastnachts-, Zunft- und Schützenbrauch, zum Umzugswesen und zum Naturtheater hervor (gern hätte man dabei Hans Trümpys wichtigen Aufsatz zum Tell-Spiel im «Grünen Heinrich» erwähnt gesehen). Einigermassen deutlich erkennbar werden, auf lokaler Ebene jedenfalls, entsprechend die Veranstalter: oft eben nicht «Kirche» und «Staat», sondern Handwerker, Lokalhistoriker, Vereinsvorstände ohne offiziellen Auftrag. Neben dem kirchlichen (Fastnacht!) spiegelt sich sehr deutlich auch das bäuerliche Jahr (Vevey). Und dass Geschichte nicht bloss als politisch-propagandistische Konstruktion vorgeführt, sondern persönlich erlebt und tradiert wurde im eigentlichen Sinn von *Maurice Halbwachs*' «mémoire collective», dadurch nämlich, dass reale Nachkommen die Rollen ihrer Vorväter spielten, wurde vor allem von den ausländischen Zeitgenossen, deren (grössere) Länder mehr demographische Turbulenzen erlebt haben, mit Staunen zur Kenntnis genommen. Vielleicht – zumindest vom volkskundlichen Standpunkt aus – noch fruchtbarer als die Thesen Mosers und die Gegenbeispiele Stadlers sind die differenzierten Mikroanalysen von Festspiel und Festspielentwürfen für die Landesausstellung von 1914 von *Hellmut Thomke*, der Bundesfeier von 1941 von *Rémy Charbon*, der Genfer Reformationsfeier von 1986 durch *Béatrice Perregaux* und des Sempacherspiels desselben Jahrs durch *Jean Grädel* und *Felix Haas*. Hier zeigt sich deutlich, dass und wie, je nach der historischen und lokalen Situation, Ideologie durchgesetzt, Konflikte vertuscht und Wahrheit von «oben» manipuliert wird, wie aber auch gemeinsam gespielt wird trotz und gegen die Krise. Die Teilnehmer der Tagung zogen daraus in einer Resolution (in Hinblick auf 1991) die Konsequenz: Das Theater als soziale Kunst müsse auch bei Jubiläen eine wichtige Rolle spielen, aber nicht mit dem Anspruch auf ein nationales Publikum, sondern auf Orts- und Gruppenbasis. Ein anderes, ebenso bedenkenswertes Fazit hat *Hellmut Thomke* gezogen (S. 160): dass die schweizerischen Festspiele der

ersten Jahrhunderthälfte nämlich eine Paradoxie offenbaren, die verstanden, nicht bloss ironisiert werden sollte. Die Kinder sangen damals ein so verbrauchtes, unechtes und clichéhaftes Lied wie «Ich bin ein Schweizerknabe und hab die Heimat lieb» – und hatten die Heimat wirklich lieb. Man möchte das auch für heutige Männer und Frauen wünschen; sie brauchen dabei nicht (oder nicht dies) zu singen.

Christine Burckhardt-Seebass

LEOPOLD KRETZENBACHER: Mürztaler Passion. Steirische Barocktexte zum Einort- und Bewegungs-drama der Karwoche. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1988. 162 S. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 501).

Der emeritierte Münchner Ordinarius für Volkskunde, L. Kretzenbacher, setzt mit vorliegender Publikation kulturgeschichtliche Forschungen zur Steiermark fort. Hat er etwa im Band 318 der Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (1977) «Legende als Sozialgeschehen zwischen Mittelalter und Barock» u.a. die Hemma-Legende von Gurk abgehandelt, so ediert er in vorliegendem Werk erstmals Texte der «Mürztaler Passion» und interpretiert sie. Dieses dem Drama des Mittelalters entwachsene Volksschauspiel zum Gedächtnis des Leidens Christi hat gerade in der Barockzeit seinen Höhepunkt erreicht. Die Steiermark kennt – stärker als andere Kulturlandschaften der alpinen Zone – eine dichte Überlieferung des religiösen Volksschauspiels bis heute (S.22).

Der Autor greift in seiner Einleitung zur Textausgabe die regionale Tradition des Leiden-Christi-Spiels in einschlägigen mittelalterlichen Vorlagen auf – es sind lateinische Predigten des späten 13. Jahrhunderts, dann Predigten in einer lateinisch-deutschen Mischprosa des 15. Jahrhunderts, Marienleben aus verschiedenen Epochen und andere Texte mehr – und stellt diese in den Zusammenhang der barocken volkstümlichen Spieltexte zur Passion Christi. Zu Recht bemerkt der Verfasser, dass eine zusammenfassende Literaturgeschichte der mittelalterlichen Steiermark noch zu schreiben sei (S.10). Der Ursprung steirischer religiöser Barockspiele liegt im Mittelalter. Im ausgehenden 16. Jahrhundert entsteht dann erstmals in der Steiermark das Passionsspiel, später als z.B. in Tirol. Träger des steirischen Spielles sind Klöster, Stifte, Gymnasien. Vorlagen für dieses vorbarocke Volksschauspiel kamen von «ausen», aus der Tradition um Hans Sachs oder des Jesuitentheaters. Diese Spieltexte werden auch wie im Falle des Stiftes St. Lambrecht und seines zeitweiligen Priors Johannes Geiger durch Männer von ausserhalb der Steiermark vermittelt. So stammte Johannes Geiger, ein Konvertit, aus Dinkelsbühl in Mittelfranken und wurde dort um 1577 geboren. Doch weisen diese humanistisch gefärbten Spieltexte noch nicht in das Zeitalter des Barock. Dessen geistliches «Volksschauspiel» um die «Passio Domini» ordnet sich «zwischen Einortsdrama und Bewegungs-’Schaustellung’, zwischen Kirchenliturgie und laienfrommem ‘Begehen’ der Leiden des Erlösers» (S.22) ein. Die Texte der «Mürztaler Passion» aus dem 18. Jahrhundert sind Zeugnisse barocker steirischer Landeskultur, die der Verfasser erstmals ediert und interpretiert.

Das gilt für die «Eröffnete Liebes-Bühne», ein Mürztaler Barock-Passionsspiel, ebenso wie für die «Chor-Freytag Andacht» oder «Sittliche Lehr- und gedach(t)nis Erneuerung des Bitteren Leydens...». Ist der zuerst genannte Spieltext vom Leiden Christi im frühen 18. Jahrhundert in 12 Vorstellungen (Abschnitten) aus dem mittleren Mürztal überliefert, der Autor unbekannt, so hat die «Chor-Freytag Andacht» Benefiziat und Paulanerpater Johann Franz Rosmann 1756 in 48 «Vorstellungen» geschrieben. Sie wurde als «Einort- und Bewegungs-Drama» (S.149) in Kindberg im Mürztal mit Pater Rosmann als Spielleiter aufgeführt. Der Verfasser ediert den Text beider Volksschauspiele und stellt sie in den vielfältigen Zusammenhang der volkstümlichen Passionsüberlieferung. Dabei kann er auf eigene umfangreiche Forschungen zum steiermärkischen Volksschauspiel und auf Motivforschungen zu Tod, Sünde, Passion (S.58-60) aus den Jahren 1948, 1950, 1952, 1958, 1974 zurückgreifen.

Zu Recht schreibt der Verfasser, dass die Steiermark mit ihrer reichen Tradition an mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften zur Passionsliturgie Nährboden war für das werdende Volksschauspiel dort. Die Mürztaler Passionsspiele des 18. Jahrhunderts sind Frucht dieser Entwicklung. Die vorliegende Edition und Interpretation schliesst im Ausgriff auf ähnliche Texte und Motive im Raum des späteren «Innerösterreich». Das Umfeld des Kindberger Spieltextes weist auf die Praxis von Prozessionen am Karfreitag, nicht auf «Figuralprozessionen» hin. Im Vergleich mit anderen Passionstexten und Passionsbräuchen des gleichen Kulturraumes bestätigt der Verfasser indirekt die Vielfalt der Methoden einer vergleichenden Volkskunde.

Klaus Guth

REINHARD HILlich (Hg.): Tatbestand. Ansichten zur Kriminalliteratur der DDR 1947 – 1986. Berlin: Akademie Verlag 1989. 273 S. (Deutsche Bibliothek, 13).

Gerade wollte sich unsere Diskussion um den Kriminalroman eines ruhigen Schlummers erfreuen, da erscheint eine Gruppe von Krimi-produzierenden und kritisch-rezipierenden DDR-Schriftstellern, Journalisten und Professoren (neben einem Dutzend Männern kommen auch zwei Frauen zu Wort: *Dorle Gelbhaar* und *Anneliese Löffler*) und kitzelt die Ruhende hellwach. *Reinhard Hillich* stellt uns neben seiner hilfreichen Einleitung («Damm – Brücke – Fluss. Sachdienliche Hinweise zur Diskussion über Kriminalliteratur in der DDR», S. 9-36) 29 Beiträge vor, die mit *I.M. Lange* (d.i. Hans-Friedrich Lange) 1947 beginnen, mit Hillich selbst 1986 aufhören und die sich «streitbar aufeinander beziehen» (nebenbeibemerkt: hier finden sich einige treffliche Beispiele für eine elegante Polemik, wie ich sie mir öfter in unserem Wissenschaftsbetrieb wünschen möchte). Die DDR-Debatte um diesen populären Lesestoff geht nach dem Zweiten Weltkrieg nur zum geringeren Teil die gleichen Wege wie im westlichen deutschsprachigen Raum (das «deutsche Scheingefecht» [Hermann Bausinger] um Hoch- und Schund-Literatur, der Gewalt-Vorwurf, der Ablenkungs-Ideologie-Verdacht); für die sozialistischen Schriftsteller war zunächst einmal die Abschottung gegen den «bürgerlichen Kriminalroman wichtig («Damm-Konzept»); diese führte teilweise bis zur völligen Ablehnung der Gattung in den fünfziger Jahren.

Doch in den sechzigern gewann eine neue Frage breite Aufmerksamkeit: Konnte nicht eine gute sozialistische Unterhaltungsliteratur für einen Grossteil der DDR-Leser und -Leserinnen Brückenfunktion zur Literatur des klassischen «Erbes» übernehmen? «Die Mumie im Glassarg» von Hans Pfeiffer (1960) und «Krimi und crimen» von Hasso Mager (1969) setzten neue kritische Massstäbe für eine eigene sozialistische Detektivliteratur oder prophezeiten ihr ein Ende in der «Schrottkiste», weil bei mangelnder sozialistischer Kriminalität die Gattung überflüssig sein würde. Seither gibt es einen lebhaften Fluss von neuen Romanen (die im Westen kaum gelesen werden) und differenzierten theoretischen Auseinandersetzungen. Sie erklären den Detektiv zum Helden (nicht einen Verbrecher wie *Fantômas*) und sehen statt des Einzelhelden lieber ein verbrechenaufdeckendes Kollektiv; sie betonen die Verantwortung des Autors, an der weiteren Verminderung der Kriminalität in der DDR mitzuwirken; sie akzeptieren den hohen Formalisierungsgrad der Krimis, ohne sie als Klischee-Produkte zu schmähen; anerkennen ihren Unterhaltungs- und Klatsch-Wert, ohne auf ihren Phantasie-Inhalt zu schimpfen; sie erwarten freilich auch ästhetisch-realistische Qualitäten und einen kathartischen (keineswegs einen kriminogenen) Effekt der Lektüre: Leser sollen zum Nachdenken über die Hintergründe von Straftaten und zur Mitwirkung an einer besseren, delikt-ärmeren Gesellschaft oder an einer Re-Integration von Straffälligen aufgefordert werden. Der moderne DDR-Kriminalroman hat folglich einen teils ethischen, teils utopischen Auftrag.

Dieser ebenso spannende wie zum Denken herausfordernde, ebenso unterhaltende wie ruhestörende Sammelband wird bereichert durch eine tüchtige Bibliographie (die das «Bürgerliche» zu vermeiden sucht) und ein Personenregister. Zweifler an dem Optimismus der DDR-Kriminalitätsstatistik verweise ich auf die westlichen

Handbücher zur Kriminologie: Dort wird diese Frage kritisch diskutiert; doch lässt sich die Hypothese von einer schwächeren Delinquenz in einzelnen sozialistischen Staaten nicht ganz von der Hand weisen.

Rudolf Schenda

MICHAEL H. SCHWIBBE: Das Bild der Frau bei Wilhelm Busch. Ein inhaltsanalytischer Vergleich zu Bilderromanen, Schwänken, Märchen und Sagen. Göttingen: Erich Goltze 1988. 188 + XIII S.

Der Autor, beunruhigt durch die widersprüchlichen Urteile über des deutschen Karikaturenmeisters Wilhelm Busch Witz und Wert, möchte in seiner Göttinger Dissertation «eine quantitativ gestützte Beschreibung des Bildes der Frau bei WB mittels inhaltsanalytischer Methodik» (besser: «Technik»!) erarbeiten. Er kombiniert nicht nur in sinnvoller Weise die quantitative mit der qualitativen Textanalyse, er zieht auch komparatistisch den älteren Schweizer Rodolphe (nicht Rudolphe!) Töpffer sowie Sammlungen von Volkserzählungen zur Kritik an WBs Menschen- und speziell Frauen-Bild bei. Die Darstellung der kontext-analytischen und der folkloristischen Techniken nimmt bei solchem Vorgehen einen breiten Raum ein (vgl. auch Marianne Schumacher: Frauenbilder in Kurzgeschichten der Massenpresse. Frankfurt/Bern/New York 1984 und meine Rezension in: Germanistik 27 (1986), 816 f.); auch V. Propp (1928) wird konsultiert (S. 53-60) und für die Erstellung einer Serie von «Motiv»-Kategorien (S. 60) verwendet. Schwibbes 19 Hypothesen (S. 79-82) sind aus Vermutungen und Behauptungen der WB-Sekundärliteratur abgeleitet. So entsteht insgesamt in verschiedenen Arbeitsschritten ein recht differenziertes Bild von den Weibsbildern, die uns WB in den Kopf gesetzt hat: von drallen, greifbaren jungen Dirnen (sie sind in der Mehrheit), von mickerigen, wegwerfbaren Alten, von herrschsüchtigen, streitbaren Ehefrauen, eifersüchtigen ältlichen Jungfern und haustüchtigen Frauenzimmern. Die «Motivanalyse» ist hier zwar schwer nachvollziehbar, zeigt aber in bezug auf die «Syndrome» (Tabu, Euxity, Noxity, Eros, Quotidien, Konflikt) bemerkenswerte Ergebnisse im Vergleich mit den parallel analysierten Texten von R. Töpffer, Schwänken, Märchen und Sagen (so überwiegt etwa bei WB Alltägliches, bei Töpffer Erotisches, in den Sagen Noxisches – aber solche Reduzierungen schmälern den Aussagewert dieser Analysen). M.H. Schwibbe vermag sogar Wandlungen in WBs Einstellungen gegenüber Frauen zu konstatieren: Sowohl die Ehe wie auch die Alten hat er in späteren Jahren positiver gezeichnet – auch widerspenstige Männer werden eben im Laufe des Lebens gezähmt. Insgesamt erscheint mir Busch nicht exzessiv misogyn; er ist nur ein ganz «normal» dominanter Macho des 19. Jahrhunderts; seine Frauen sind die aus den Anstandsbüchern der Zeit (ab 17 reif für Bett und Ball, wie er einmal zu bemerken beliebt): nicht mehr als Mittel zur Lust und zur Handhabung des Alltags. – An dieser soliden Arbeit stören mich formale Mängel: die zahlreichen Druckfehler vor allem in der Bibliographie, der verwirrende Gebrauch der indirekten Rede («Pape meint [...] Methoden würden wertvoll sein», S. 54 etc.) und die falsche Anwendung des Bindestrichs als Gedankenstrich.

Rudolf Schenda

MARKUS SCHÄR: Seelennöte der Untertanen. Selbstmord, Melancholie und Religion im Alten Zürich, 1500 – 1800. Zürich: Chronos 1985. 378 S., 10 Abb. (Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich).

Schärs Dissertation beginnt wie ein zwischen der Reformation und der Auflösung der alten Ordnung angesiedelter Kriminalroman: Ein Vikar berichtet vor der «Asketischen Gesellschaft» vom Selbstmord des Stammvaters der Familie Schmid (1728 oder 1729), dessen zwei Söhne ebenfalls durch den Strick ihrem Leben ein Ende setzten. Wenige Jahrzehnte darauf erhängten sich noch zwei weitere Personen aus diesem Geschlecht: ein Hausvater, dessen liebstes Kind – durch sein Verschulden? – totgefahren worden und der auch ökonomisch verschuldet war, und dessen Base, nachdem sie lange ihr Sündenelend beklagt hatte. Ein Enkel des Stammvaters starb im

Spital einen ungeklärten Tod, zwei Frauen konnten sich lediglich eine Zeitlang durch Gebet vor der Anfechtung des Selbstmords schützen, während deren fünf Geschwistern nur ein von Schwermut und Suizidgedanken überschattetes Leben blieb.

Allesamt hatten den Kirchenmännern als mustergültig brave, redliche, christlich denkende, moralisch gute Leute gegolten, fleissige Gottesdienstbesucher, die das Gebet lieben. Wie lässt sich diese Reihung von Fällen erklären? Lastete, etwa aufgrund einer Erbsünde des Urvaters, ein Fluch auf der Familie, oder handelte es sich vielleicht um «verdorbenes», «schweres Geblüt», wie es die Blutmetapher «Melancholie» (Schwarzgalle) nahelegt?

Ende des 18. Jahrhunderts beklagen die Pfarrherren die wachsende Anzahl der Melancholiker, die immer mehr Zeit für die Seelsorge beanspruche. Die Selbstmorde, die nach dem Urteil der Zeitgenossen ebenfalls ständig zunehmen, gelten als Bedrohung des Staates (S.14).

Unter Zurückweisung genetischer und biochemischer Erklärungen von Geisteskrankheit macht sich Schär an die «psychosoziale» Untersuchung der Spannungen, zu denen der kulturelle Wandel, vor allem die Reformation, geführt hatte. Sorgfältig gewichtet er Quellenlage und Daten und legt historisch wie systematisch die Problematik der Diagnosen «Melancholie» und «Selbstmord» auseinander. Die fünf Hauptteile des Buches behandeln: Melancholie und Geschichte; Selbstmord und Schwermut als Problem; Kultureller Wandel der Persönlichkeit; Religiosität und Melancholie; Kultur und geistige Krankheit.

Schär stellt dar, wie der Suizid vom Akt «geistiger Verwirrtheit» nach und nach zur schweren Sünde wird, mit der die Verdammten das Recht auf ehrliche Beerdigung verwirkt haben und Schande über die Hinterbliebenen bringen; er zeigt, wie Verarmung, Familienzweist, Erbschaftsstreitigkeiten, vor allem aber moralische Verurteilung und Selbstverdammung («gottloses, liederliches Leben») in den Selbstmord führen. Wesentlich in quälendem religiösem Zweifel – ewige Ungewissheit darüber, nun «auserwählt» oder «verworfen» zu sein – sieht Schär jene Melancholie begründet, auf die man durch Abraten von intensiver Auseinandersetzung mit religiöser Lektüre (S.228) bis hin zur Einsperrung der Unglücklichen reagierte.

Besonders in der «Zeit des Zorns» (S.177) zwischen 1650 und 1750 verfolgen und bestrafen die gnädigen Herren auf grausame Art; der Satan wird eingeführt und als Schreckensfigur eingesetzt; erst im ausgehenden 18. Jahrhundert wandeln sich die Zuchtherren zum seelsorgenden Freund und Helfer, der eine umfassende Kontrolle des Seelenlebens der Gläubigen ins Werk setzt. Über das Befolgen religiöser Pflichten hinaus gilt es, «gottlose» Gesellschaft zu meiden, jeglichen Affekt zu unterdrücken und durch Stärkung des unerbittlichen Anspruchs der «inneren Stimme», des Gewissens, die herrschaftsgemässe Selbstüberwachung fest zu etablieren. Die schwermütigen Frommen, die sich selbst verdammen, fordern häufig, «ihre Sünden sollten der Obrigkeit angezeigt werden, jemand solle sie totschiessen, damit sie sich nicht selber umbringen müssten, oder sie sollten nach Zürich geführt und dort gerichtet werden» (S.251). «Ein Teil der Erkrankungen an Schwermut und der Selbstmorde lässt sich (...) als Folge der reformierten Lehre begreifen, die die Gläubigen wegen der fehlenden Heilsgewissheit zum unerbittlichen Erforschen der eigenen Seele zwingt und sie allein mit ihrer sündigen Natur kämpfen lässt: Der Protestantismus, der keine Möglichkeit bietet, für eine Missetat zu büssen und sich damit zu entlasten, kann die Sünder in Verzweiflung stürzen und gar in den Tod treiben» (S.252).

Beim Versuch, in fast jedem Kapitel, unter jeweils anderer Themenstellung, eine historische Abfolge 1500 – 1800 darzustellen, bleibt zwar Raum für die Erkenntnis von Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchen innerhalb der religiösen Doktrinen und zwischen diesen und der Vorstellungswelt und Praxis der «Volksfrömmigkeit», doch erscheint bei Schär fast alles Handeln und Leiden religiös motiviert – vor allem, weil seine Ausführungen «mangels anderer Quellen weitgehend auf die Schriften von Geistlichen abstützen und deshalb meist nur die Forderungen der Kirche darstellen, ohne das tatsächliche Verhalten des Volkes erfassen zu können» (S.129 f.); die Materialien bezeugen natürlich nur das, was den Pfarrherren zu Ohren gekommen war,

und geben somit zumindest einen wichtigen Einblick in die offizielle diskursive Behandlung melancholischer Symptome durch den Klerus. Offen bleibt aber zwangsläufig, wie sich die Leute anderen Personen gegenüber geäußert haben könnten und ob es im behandelten Zeitraum andersgeartete Diskurse über den Gegenstand gab. Sicher gewähren uns «die Geschichten der Schwermütigen (...)» Einblicke in das Denken und Fühlen unserer Vorfahren und lassen das Gewicht des kulturellen Erbes erahnen, das noch immer auf uns lastet» (S.22), doch kommen neben der Vielzahl religiös gearteter Anlässe melancholischen Leidens kaum dessen spezifische Ursachen zur Sprache. Zwar sieht Schär das Problem (S.24 ff.), wenn ihm aber am Ende dennoch «die These (...) vertretbar (scheint), die Religiosität im Alten Zürich lasse manche Gläubigen zur Schwermut neigen» (S.286), bleiben doch einige gewichtige Fragen offen, denen auf zweierlei Wegen nachzugehen wäre:

1. Eine detaillierte Analyse der «Fallbeschreibungen» könnte weitere theoretische Konstruktionen erlauben und die logische Verknüpftheit der melancholischen Gefühle und der Selbsttötung weiter erhellen und über die Schärsche Beliebigkeit im Umgang mit Psychoanalyse, Behaviorismus, Ratten- und Hundepsychologie, Sozialanthropologie, Cross-Cultural-Psychology hinausführen: Deuten – jenseits vermeintlich natürlicher Frömmigkeit – bestimmte Umstände auf einen Zusammenhang von Zwangsneurose und Religionsausübung? Wofür stehen etwa Gott, Teufel und Pfarrer in Träumen und Erzählungen (etwa S.260)? Wie funktioniert der Übergang vom Fremdenzwang zum Selbstzwang, denn religiöse und andere kulturelle Imperative gehen nicht automatisch und widerspruchsfrei ins Überich ein? (Das Überich kann grausam sein auch bei liberaler äußerer Ordnung.) Inwiefern waren Beschuldigungen schon ein hinreichendes Motiv für Melancholie und Selbstmord (S.239 f., 244/45; S.250 Mangel an Ehrgefühl)?
2. Offen bleibt der Geltungsbereich von Schärs Analyse: gilt sie für einen historisch besonderen «Schweizerischen Weg» in die Melancholie? Ein Blick auf parallele Entwicklungen ausserhalb des «Kulturkreises» des Alten Zürich, wie sie etwa Wolf Lepenies fürs deutsche Bürgertum des 18. Jahrhunderts untersucht hat («Melancholie und Gesellschaft», Frankfurt 1969) wäre nützlich gewesen, hätten sie doch noch ganz andere soziokulturelle Faktoren, etwa Fragen der politischen Macht und des gesellschaftlichen Selbstbilds (Lepenies), ins Spiel gebracht. Schär stellt die dem Leistungsgedanken verhafteten aufstrebenden Zürcher Handwerker (S.151) eher als Opfer Zwinglischer und Calvinscher Doktrin dar (S.130). Stellt man aber die Religionsfrage in den Zusammenhang anderer Machtpraktiken, relativiert sich das Bild einer einmaligen, ihre Anhänger in die Selbstvernichtung treibenden Religion zugunsten der Frage nach den jeweiligen gesellschaftlichen Ethiken von Würde und Wert des Lebens.

Bei allen Lücken und Unklarheiten scheint mir doch Schärs emphatischer Schluss: «Fast alles bleibt noch zu tun» (S.295) insofern unangebracht, als er doch selbst eine stimulierende Studie beigetragen hat, die zu weiteren empirisch-theoretischen Arbeiten ermutigt und bei der (wieder) aufgenommenen Diskussion über das Verhältnis von Psychoanalyse und Volkskunde hinzugezogen gehört.

Claus-Dieter Rath

REGINA FRITSCH: Landwirtschaftliche Feste in Unterfranken und ihre Umzüge von 1814 bis 1914. Würzburg 1988. 216 S., Abb., Plan (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 27).

Über Feste wird in der Volkskunde nach wie vor intensiv gearbeitet und nachgedacht; mit Recht, und jeder Beitrag ist willkommen, der Feste, über abgehobenes Philosophieren hinausgehend, als historische Phänomene ausweist. So auch dieser. Die Verfasserin hat auf fleissige Weise die Landwirtschaftsfeste in Unterfranken zwischen 1814 und 1914 aufgespürt und in Form eines Kataloges zusammengestellt, sauber geordnet nach Ort, Datum, Programm, Kostenträger etc. Besonders brauchbar, und

sei es als Vergleichsmaterial, scheint mir die Darstellung des Aufbaues der Festzüge zu sein. Diesem Katalog ist ein knapper Kommentarteil vorangestellt, in welchem die Landwirtschaftsvereine in Bayern, die Landwirtschaftsfeste in Unterfranken und ihre Gestaltung sowie – besondere Akzentuierung – die Festzüge skizziert sind. Die Kürze dieses Abrisses hat freilich zur Folge, dass manche Angaben an den Rand des Fehlerhaften geraten; so wenn (auf S. 9) die «Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Kaiserslautern in der Pfalz» für Bayern reklamiert wird – ohne jeden Hinweis auf die erst viel spätere Angliederung der Pfalz an Bayern.

Leider geht es auch ohne weitere kritische Einwände nicht ab. Die Kürze des Literaturverzeichnisses verblüfft den Leser, und er fragt sich beispielsweise, ob und warum die wichtige Arbeit von Beate Heidrich der Verfasserin nicht bekannt geworden ist – sie hätte von zentraler Bedeutung sein müssen. Misslich auch die Tatsache, dass das Manuskript vor der Drucklegung offenbar nicht lektoriert worden ist; es fehlt nicht an Schreibfehlern (und gelegentlich sogar an orthographischen). Dennoch wäre es wünschenswert, wenn auch die Festtraditionen anderer Landschaften in ähnlicher Weise aufgearbeitet würden. Herbert Schwedt

INDUSTRIEGESCHICHTE UND ARBEITERKULTUR. Beiträge zu Fragen ihrer Dokumentation und musealen Präsentation. Hg. von Olaf Bockhorn und Reinhard Johler. Wien 1987. 163 S., Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 14).

Es handelt sich bei diesem Bändchen um eine Dokumentation der informellen Arbeitsgruppe «Industriegeschichte und Arbeiterkultur». Die Gruppe besteht aus Wissenschaftern und Museumspraktikern und fand sich in den Jahren 1985 und 1986 zu Tagungen zusammen, deren Inhalt den «roten Faden» der zu besprechenden Publikation bildet.

Ausgangspunkt der Beiträge bildet die These eines gegenwärtigen Museumsbooms, in dem aber die Industrialisierung und die Arbeiterkultur noch weitgehend ausgeklammert bleiben. Dem will die Gruppierung abhelfen durch einen Erfahrungsaustausch über den Umgang dieses Stücks vernachlässigter Geschichte und durch die Umsetzung der Erkenntnisse in den kulturgeschichtlichen Museen und Ausstellungen. Die «Eisenerzer Resolution» des Arbeitskreises, die den einzelnen Beiträgen vorangestellt ist, verlangt den Einbezug der «Werktagkultur» in den Museen, und zwar nicht nur über das Sammeln der Objekte, sondern auch mit Hilfe lebensgeschichtlicher Methoden. Dazu sollen die Träger dieser Kultur aktiviert, in die Museumsarbeit einbezogen werden. Die gedruckten Referate zeigen mögliche Wege, aber auch Schwierigkeiten des Ansatzes.

Johann Berger weist in seinem Beitrag «Menschen, Monster und Museen» auf das zentrale Problem hin, dass allzu viele Museen nur horten und nicht bilden, dass «Museumspädagogik für viele Museumsbeamte ein schreckliches Fremdwort bleibt». Berger kritisiert auch das gängige Erfolgsmass der Museen: die möglichst hohe Besucherzahl. Er fordert qualitative Kriterien der Rezeption von Museumsinhalten. Modell sind für ihn diejenigen Museen, die in erster Linie anschauliche, spielerische Wissensvermittlung betreiben, Museen, in denen die Gegenstände «angegriffen, begriffen, betätigt» werden können.

Wie ein Museum strukturiert sein sollte, zeigen die «Gedanken und Pläne zur Alltags- und Arbeiterkultur in Museen und Ausstellungen» des allzu früh verstorbenen *Helmut P. Fielhauer*. Die fragmentarisch hinterlassenen Konzepte für ein Industrieviertelmuseum in der Wiener Neustadt zeigen eine ganzheitliche Systematik, die eigentlich für jedes kulturgeschichtliche Museum, sei es ein Orts-, Regional- oder Landesmuseum, selbstverständlich sein sollte.

Eine weitere Rosine der Dokumentation ist der Bericht über eine Ausstellung, die als eine Art Gegenaktion zu einer Landesaussstellung über Prinz Eugen und das barocke Österreich gedacht war. Sie sollte Leben und Arbeit des Gesindes zur Zeit

des Prinzen zeigen, die Entwicklung der Gutsherrschaft und die Lebensverhältnisse von Guts- und Saisonarbeitern jener Zeit. Gegenstände zur Darstellung des Lebens der Unterschichten waren nicht viele aufzutreiben, und so waren denn Fotografien tragendes Element der Ausstellung. *Edith Weinlich* berichtet über die Funktion der Fotografie «als erstes Medium, das den kleinen Leuten ihr Gesicht wahrte», und als Zeugnis der damaligen Arbeits- und Lebenswelt für uns heutige.

Weitere Beiträge zur musealen Präsentation von Industriegeschichte und Arbeiterkultur beschäftigen sich mit verschiedenen bestehenden grossen Museen Österreichs einerseits und kleineren Projekten von der Steirischen Eisenstrasse über den Bergbau in Kärnten bis zur Industrie und Arbeiterkultur Vorarlbergs. Es sind ehrliche Berichte, die auch Schwierigkeiten der Praxis erwähnen und allen historisch und museologisch interessierten Volkskundlern zu empfehlen sind. Robert Kruker

GERD SPIES: Vom Leben braunschweigischer Landleute. Volkslebenbilder von Carl Schröder (1802–1867). Braunschweig: Städtisches Museum Braunschweig 1988. 141 S., 118 Abb. (Braunschweiger Werkstücke, Reihe B Band 10 / der ganzen Reihe Band 71).

Die volkskundliche Auswertung der bäuerlichen Bildthemen des Genremalers Carl Schröder, wie sie vom Städtischen Museum Braunschweig vorgelegt wird, ergibt eine Bilderchronik von hohem dokumentarischem Wert für die regionale Sachvolkskunde, vor allem was den Bereich der Trachtenkunde angeht. Das Interesse des Autors gilt in erster Linie der volkskundlichen Bildquellenforschung, im Vordergrund seiner Betrachtungen steht die Frage nach der ethnographischen Exaktheit des Dargestellten. Der Vergleich mit anderem Quellenmaterial aus Literatur und Museumsbeständen zeigt dabei überraschend eindeutige dokumentarische Absichten des Künstlers, dessen Gemälde indessen in ihrer verklärenden Sicht auf eine bäuerliche Sonntagswelt auch starke Züge der Romantik verraten.

Als Quellen zur Sachvolkskunde ergiebiger erweisen sich deshalb Schröders Skizzen und Studien, die weniger kompositorischen Überlegungen und der Gefühlswelt des Künstlers verpflichtet sind als die ausgearbeiteten Gemälde. Richtigerweise haben denn auch eine ganze Anzahl solcher Detailstudien und Vorzeichnungen – insbesondere Trachtenstudien – Aufnahme im Bildteil gefunden, der überdies der Farbe als konstitutivem Merkmal des bäuerlichen Kleides gebührend Rechnung trägt. Was den volkskundlichen Quellenwert von Schröders Werk ausmacht und diesem einen besonderen Platz unter den Genremalern seiner Zeit zuweist, ist jenes detailgetreue Festhalten von Sachgütern unmittelbar vor dem Einsetzen eines Wandels, der die ländliche Kultur tiefgreifend umgestalten sollte. Die eigentliche dokumentarische Qualität der Bilder liegt indessen weniger im Zeitpunkt ihrer Entstehung als vielmehr in der Umsetzung eines ethnographischen Blickes in einen gleichermassen imitativen wie interpretativen Strich. Zusammen mit den quellenkritischen Relativierungen im Text, die unter anderem auf die vom Maler ausgeklammernten Bereiche ländlichen Lebens aufmerksam machen, ergibt sich so ein aufschlussreiches Zeitbild einer bäuerlichen Welt vor der Industrialisierung.

Während es in der Natur der bildlichen Darstellungen liegt, dass ihr Informationsgehalt in erster Linie im Äusserlichen liegt, verweist der Text mit seiner exakten Beschreibung «volkstümlicher Erscheinungsformen» seinerseits kaum über den Bereich des Sichtbaren hinaus und lenkt das Erkenntnisinteresse einseitig auf die Frage nach dem Realitätsgehalt des Dargestellten; gerade das Ausloten von tieferen Bedeutungsebenen hätte es aber möglich gemacht, der akribischen Auseinandersetzung mit Bereichen der Sachvolkskunde einen quasi übergeordneten Sinn zu verleihen. Die Gegenüberstellung der dargestellten Landleute in ihrer biedermeierlichen Anmut und Naivität einerseits und der Selbstdarstellungen Schröders als standesbewusstem akademischem Maler andererseits hätte beispielsweise Ausgangspunkt weitergehender Erörterungen sein können. Denn Schröders Bilder und Zeichnungen

stellen nicht nur eine Realität dar, sie sind selber Realität und als solche erstrangige Quellen für aktuelle volkscundliche Fragestellungen.

Was Schröder, der städtische Künstler, darstellt, erfährt just zu dem Zeitpunkt, da er es zeichnet und malt, Modernisierungen, die das Dargestellte bedeutungslos werden lässt bzw. ihm neue Bedeutungen auf einer ideologisch-symbolischen Ebene zuweist. Als Mitgestalter einer Mythenbildung war Schröder dabei bei weitem nicht der einzige seiner Zeit – und gerade das lässt ihn als repräsentativen Vertreter eines Sachverhalts erscheinen, der letztlich nur vor dem grösseren Hintergrund der Stadt-Land-Beziehung verstehbar ist. Der Bezug zwischen dem Niedergang einer Lebensform und ihrer Überhöhung und Vereinnahmung durch andere gesellschaftliche Gruppen, der Zusammenhang zwischen der Industrialisierung ländlicher Regionen und einer parallel dazu erwachenden Zuwendung nichtbäuerlicher Kreise zum Ländlichen: auch dafür scheint Carl Schröder geradezu beispielhaft zu stehen. Seine Volkslebenbilder in einen umfassenderen Verwendungszusammenhang zu stellen, könnte deshalb zum lohnenden Unterfangen werden. Thomas Antonietti

HERMANN KAISER: Das alltägliche Brot. Über Schwarzbrot, Pumpernickel, Backhäuser und Grobbäcker. Ein geschichtlicher Abriss. Cloppenburg: Niedersächsisches Freilichtmuseum 1989. 127 S., 152 Abb.

Der als eines ihrer vielen Leitmotive die Ernährungsgeschichte durchziehende Gegensatz Schwarzbrot – Weissbrot erfährt mit dieser Darstellung weitere Erhellung. Die Schrift entstand zu einer Ausstellung im renommierten Niedersächsischen Freilichtmuseum Cloppenburg, das sich auch als wissenschaftliche Forschungsstätte versteht. Sie ist reich illustriert (Backhäuser, Geräte, Arbeitsgänge) und enthält auch instruktive Gebäudeskizzen. Der flüssig und mit einer Prise Humor verfasste Text beschreibt Bedeutung und Umfeld des nordwestdeutschen Pumpernickels in der Neuzeit im grossen Zusammenhang der langsamen Verdrängung von Brei und Suppe durch das Brot. Die Themen Backen, Backöfen und -häuser, Brotschneiden, weitere Verwendung der Ofenwärme zum Dörren von Obst, Brotpreise, Knetmaschinen, Lohn-, Dorf- und Kleinstadtbäckerei, Hunger sowie Wohnen im Backhaus werden ausführlich behandelt.

Eingehend, auch mit einem Quellentext von 1781, wird auf die Schwarzbrotkontroverse eingegangen. Ausländischen Beobachtern war die Vorliebe für den Pumpernickel unverständlich (ganz im Gegensatz zur heutigen Ernährungslehre!), und es fehlte denn auch nicht an despektierlichen Äusserungen über die barbarische Bevölkerung; bereits 1695 befasste sich zudem eine Dissertation mit dem Thema! Auch rankten sich Legenden um dieses aus ungesiebttem Roggenschrot hergestellte und durch langes Garen im eigenen Dunst schwarz gewordene (Karamelisierung der Mehlstärke) und in riesigen Laiben hergestellte Brot. Der Name «Pumpernickel» geht nicht – wie es die immer wieder kolportierte Legende will – auf den bereits 1701 belegten Ausspruch eines französischen Soldaten, dieses Brot sei «bon pour Nicol» (sein Pferd), zurück, sondern ist ein Schimpfname, der sich mit der darmanregenden Wirkung dieses dunklen Brotes erklären lässt und etwa «Stinkfritz» bedeutet. Die jahrhundertealte Tradition des schweren Schwarzbrottes konnte sich in diesem uralten Kerngebiet des Roggens, der einst als Unkraut mit Emmer und Gerste eingedungen war und im norddeutschen Klima auch wegen der Bodenbeschaffenheit ausgezeichnet gedeiht, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein halten.

Martin R. Schärer